

Mensch und Natur – ein Problem der Moderne

Gottfried Liedl

Schon immer war das Verhältnis des Menschen zur Natur ambivalent und problematisch. Mit der Aufklärung und dem Siegeszug der Industriellen Revolution hat sich aber in diesem Verhältnis eine in solcher Form noch nie dagewesene *Schwerpunktverlagerung* ereignet – Natur wird jetzt nicht mehr bloß als „das Andere des Menschen“ wahrgenommen, als eine Sphäre, die der Menschenwelt prinzipiell entgegengesetzt sei; das Ziel ist jetzt ein viel ehrgeizigeres: Natur soll von der urbanen, technifizierten und wissenschaftlich organisierten Macht des Menschen nicht nur halbwegs gezähmt sondern tatsächlich komplett überwältigt und vereinnahmt werden..

Auf der anderen Seite führt dieser Vereinnahmungs-, Industrialisierungs- und Rationalisierungsprozess zur ideologischen Überhöhung der Natur. Nachdem sie als jene dem Menschen überlegene Macht, die sie einst war, untergegangen ist, taucht sie verwandelt, nämlich gütig und freigiebig und mit einem großen Heilsversprechen für die zivilisationsmüde Menschheit am geschichtlichen Horizont wieder auf.

Verbunden mit diesem Heilsversprechen ist unweigerlich die Sorge um das Wohlergehen dieser neuen beziehungsweise neu gefundenen „Mutter Natur“. Wissenschaft im weitesten Sinn – die Palette reicht von

Naturwissenschaft bis zur Scharlatanerie – wird jetzt in den Dienst dieser „Sorge“ gestellt – aus einer Waffe zum Schutz vor der Natur wird eine solche zu ihrem Schutz. Die Epoche der industriellen *Naturausbeutung* ist zugleich eine solche des *Naturschutzes*. Als ob die Waage ins Gleichgewicht gebracht werden sollte, verbindet sich mit dem Naturbegriff auf der einen Seite kühle Rationalität, auf der anderen Seite provoziert er zu allerlei Emotionen.¹

Nun tritt auch eine andere Historiographie auf den Plan; eine, die sich mit den verschiedenen Erscheinungsformen einer sogenannten „Naturbeherrschung“ – der Nutzung und Ausbeutung natürlicher Ressourcen – befasst und die Ergebnisse ihrer Forschung in eine andere Geschichte investiert, eine Geschichte des Naturschutzes, eine Globalgeschichte der Pflanzen und Tiere.²

¹ Etwa ab 1960 werden die Konturen jener emotional unterfütterten „Sorge“ in einer sich beschleunigenden Entfaltung des Natur-, Tier-, Landschafts- und Umweltschutzes schärfer (Anti-Atomkraft-Bewegung; Neuinterpretation von „Fortschritt“: der *Club of Rome*; das Auftauchen neuer Umweltschutzorganisationen usw.). Postmoderne Narrative entstehen um die Felder *Waldsterben* und *Tropenwaldvernichtung*, *Klimaschutz*, *Walfang* ... Es ist dies auch die Geburtsstunde der *Tierethik*: Traditioneller Tierschutz radikalisiert sich in Anti-Jagd-Bewegungen, Pelztier-Befreiungsaktionen, Kampagnen gegen Tierfabriken, Zirkusse, Zoos ... Bewegungen, die sich rasch politisieren und ganze Wissenschaftszweige in die Pflicht nehmen: Ethologie (die ihrem Wesen nach eher konservative Verhaltensforschung), Umweltwissenschaft (ihrer Natur nach eher progressiv), Klimaforschung; auf der anderen Seite Biotechnologie, Gentechnik ... Sie alle werden ethisch-moralisch aufgeladen und senden dementsprechend uneinheitliche, ja gegensätzliche Signale aus.

² Zur Globalgeschichte der *Flora* vgl. Del Tredici 2006; Del Tredici 2008; zur Kulturgeschichte der *Bäume* vgl. Demandt 2002; zur Globalgeschichte der *Fauna* und der *Arterhaltung* vgl. Rensberger 1980; Zimen 1990; Balmford 2012; Fackler | Fenske | Gleichauf 2018

Eine erste wichtige Erkenntnis aus dieser „anderen“ Beschäftigung mit Tieren, Pflanzen, Landschaften und Lebenswelten ist die *Relativität* von Natur angesichts des allgegenwärtigen Menschen.³ Wer sich also den Ursprüngen und Ursachen eines derart ambivalenten, antagonistischen und zwiespältigen Verhältnisses forschend zu nähern trachtet, wer erkennen möchte, was es mit dem komplexen und komplizierten Spiel zwischen Mensch und Natur auf sich hat, wird wohl gut daran tun, sich Naturgeschichte so vorzustellen, dass es dabei *volens* – um die Geschichte des Menschen geht.

Umgekehrt gelesen ist der Satz natürlich ebenfalls richtig. Im Zentrum von Geschichte – auch und gerade dann, wenn sie als Geschichte der Ökologie, der jüngsten Spielart von Naturgeschichte gelesen werden soll – wird eine „Natur“ stehen, die aus der Geschichte der Menschheit nicht mehr wegzudenken ist, weil sie für diese Geschichte bestimmend ist.

³ Seit Menschen glauben, dass sie sich auf ein Alleinstellungsmerkmal berufen dürfen, welches ihnen die Vormachtstellung über die anderen Geschöpfe garantiert, ist ihr Naturverständnis vom Nützlichkeitsdenken geprägt. Dieses Denken produziert einen Antagonismus – „*schädliche*“ versus „*nützliche*“ Wesen. Ohne Skrupel widmete man sich der Ausrottung von „Raubtieren“ und anderen bösen Konkurrenten, um die vermeintlich guten, nützlichen Wesen zu schützen. Heute haben sich zwar die Bezeichnungen geändert – das Gegensatzpaar heißt jetzt „*zerstört*“ versus „*naturbelassen*“ – nicht aber die Einstellungen. Der alte Antagonismus taucht auch im zeitgenössischen Naturschutz immer wieder auf. Man spricht von „alien species“ und „invasiven Arten“, wo man einst das „Raubtier“ und den „Schädling“ sah.

Kulturerbe Natur

Dass sich Ökologiegeschichte für die vom Menschen in Gebrauch genommenen natürlichen Gegenstände interessiert, liegt auf der Hand. Weniger verbreitet ist die Ansicht, dass dabei auch *Homo sapiens* selbst – in seiner Doppelfunktion als *natürliches Wesen* und *Naturnutzer* – in den Blick zu nehmen wäre. Angesichts dieser Doppelfunktion stützt sich Ökologiegeschichte auf Erkenntnisse der Biologie, der Wirtschafts-, Sozial- und Kulturgeschichte. Den Menschen als Naturnutzer beschreibend, erkennt sie zwei Typen: den *produzierenden Naturnutzer* und denjenigen, der bloß *Konsument von Natur* ist.

Produzierende Naturnutzer sind Bauer, Forstwirt, Jäger und Fischer. Das war der leichte Teil. Bei der Frage, wann eine Naturnutzung als bloßer Natur-*Konsum* zu bezeichnen ist, gilt es dagegen einiges abzuwägen. Nicht nur das Grobstoffliche gilt es zu berücksichtigen, also das, was im bekannten Kalauer des Dichters als „Fressen“⁴ figuriert, sondern auch dessen feinstoffliches Pendant, das den Kalauer erst zu einem solchen macht: die vom Dichter so genannte „Moral“. Erfahrungsgemäß tut sich Ökologiegeschichte mit Naturnutzern aus der Kategorie der ländlichen Vier – siehe oben – wesentlich leichter als mit Protagonisten aus der Kategorie *konsumierende Naturnutzer*. Dazu gehören ja auch alle Interpreten und Kommentatoren dessen, was „Natur“ sein soll – der Bogen

⁴ „Erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral“ (Bert Brecht: Die Dreigroschenoper)

spannt sich von Naturliebhaberei bis zu Naturschutz als solchem. Weiters gehören zu den konsumierenden Naturnutzern alle Konsumenten von Landschaft, Wasser, Luft, Bodenschätzen, Pflanzen, Tieren, sei es im Städtebau, in der Industrie (auch Agroindustrie und industriell betriebener kommerzieller Fischfang zählen dazu) oder im Bergbau; ein wichtiger Zweig der Industrie, ein besonders heftiger Konsument von Landschaft, Pflanzen und Tieren ist die Freizeitindustrie.

Naturwissenschaft in all ihren Formen (einschließlich der *hybriden* Formen, in denen sich die Umweltwissenschaften mit Geschichte, Kulturgeschichte und Philosophie verbinden) zählt ebenfalls zu den Naturkonsumenten. Wie sensibel sie ihren Konsum auch betreiben mag – wenn es um die Deutungshoheit bezüglich des Naturbegriffs und all seiner Derivate geht, zehrt auch sie von den Gaben der Natur.

Wenngleich in unterschiedlicher Intensität. Im Spannungsfeld zwischen *Kulturwissenschaft* und *Fundamentalökologie*, wie man die Kontrahenten der besseren Unterscheidbarkeit halber nennen mag, kommt es zu gegensätzlichen Erzählungen. Auf der einen Seite die Verfechter einer weichen, pragmatischen Haltung, welche im Konsum nichts von vornherein Verwerfliches erkennen möchten; die andere Seite – die reine Lehre – steht dem Menschen als Konsument und Naturnutzer generell skeptisch gegenüber. Während sich die einen als *Naturliebhaber* verstehen, treten die anderen als *Naturschützer* auf. Naturliebhaber propagieren Naturschutz unter der Prämisse seiner Bedeutung für den Naturnutzer Mensch; wogegen Naturschützer Natur nicht *für* den

Menschen sondern *vor* ihm schützen. Das führt in der Praxis unweigerlich sowohl zur Bevormundung des Menschen als auch der Natur. Darüber hinaus ist diese Haltung in sich widersprüchlich. Denn die Behauptung des Naturschützers, Natur gehe es ohne Menschen besser als mit ihnen, wird in der Praxis – wenn der Naturschützer, bestehende Verhältnisse verändernd, in dieser Natur interveniert – regelmäßig widerlegt.⁵

Im 19. Jahrhundert hielt sich die Romantik besonders in Deutschland auf ihre Nähe zur Natur viel zu Gute. Wenn sie von der „heilen Welt“ sprach, meinte sie den harten Kern einer unverdorbenen Natur, den man durch rigoroses Entfernen aller wesensfremden Schichten, die man sich als später hinzugekommene Fremdkörper vorstellte – notabene alles dessen, was man abfällig „Zivilisation“ nannte – wieder herstellen, restaurieren wollte. Damals zeigten Maler wie Caspar David Friedrich, Ludwig Richter, Johann Martin von Rohden, Philipp Otto Runge, wie deutsche Natur abzüglich wesensfremder Zutaten auszusehen habe. Heute sucht man die Blaue Blume der Romantik unter dem Begriff des *ökologisch intakten Lebensraumes*. Und abermals geht es um *Restauration* durch *operatives Entfernen alles „Wesensfremden“*.

Hinter der naturwissenschaftlichen Geste erkennt der Historiker die Anmaßung; unter der Chiffre „Natur“ geht

⁵ Wenn z.B. bestimmte Landschaften oder Biotope nicht in ihrer historisch gewachsenen Gestalt, so wie sie sind, akzeptiert werden, weil man diese Gestalt als *unnatürlich* empfindet, bedarf es einer Reparatur, einer Wiederherstellung. Dies führt zur paradoxen Situation, dass im Bemühen, „unnatürliches“ Menschenwerk (alles, was den vordefinierten Idealzustand beeinträchtigt) aus der Natur zu entfernen, erst recht wieder Menschenwerk entsteht.

es um sehr konkrete *gesellschaftliche Vorstellungen*. Die deutschen Romantiker haben nie gezögert, ihre „heile Welt“, wenn es darauf ankam, *geschichtlich* zu definieren und vom zeitlosen Naturding „Deutscher Wald“ zum historischen Gebilde „Heiliges Römisches Reich deutscher Nation“ zu wechseln, indem sie dieses hochmittelalterliche Konstrukt als den sozusagen „naturgemäßen Zustand“ alles Deutschen verstehen zu dürfen meinten, den natürlichen Kern der Nation, den man aus der späteren wesensfremden Ummantelung nur befreien müsse, indem man alle Zutaten einer als „welsch“ (französisch) denunzierten Zivilisation wieder entfernte.⁶

In gewisser Weise war dieser kulturalanthropologische Fenstersturz von der Aufklärung selbst – der feindlichen Schwester der Romantik – vorbereitet worden. Schon Rousseaus *Retour à la Nature* durfte man als Schlachtruf gegen das behauptete Alleinstellungsmerkmal einer sogenannten Rationalität verstehen, gab es ja in der Lesart des Philosophen aus Genf eine „höhere“, weil „natürliche“ Vernunft, von welcher sich der zivilisationsmüde Mensch Heilung, Erneuerung und Besserung versprach. Als ein zur Natur Zurückgekehrter würde er wahrhaft Mensch sein – immerhin, sein Privileg als Krone der Schöpfung hätte er damit nicht eingebüßt, der Wert der Natur wäre aus ihrer Beziehung zum Menschen abgeleitet, sie selbst somit noch ganz im Bacon'schen Sinn des Menschen gehorsame Dienerin.⁷ Mit dieser ihrer anthropologischen Nützlichkeit ist es aber seit Darwin definitiv vorbei. Ja, dass es ihn

⁶ Eine sehr gute ideen- und kunstgeschichtliche Darstellung des Zusammenhangs zwischen restaurativem Naturbild und restaurativer Politik rund um das Phantasma „Deutscher Wald“ gibt Schama 1996, 91ff.

⁷ Vgl. Bacon 1870

überhaupt *gibt*, verdankt der Mensch allein der Tatsache, dass er *Naturwesen* unter anderen Naturwesen, nämlich das Produkt jener Evolution ist, worin sich alles Lebendige, von der Urzelle bis zu Darwin selbst, in einer sozusagen demokratischen Gleichheit befindet, wo eine Kette von *Spezies* ihn an die anderen Naturwesen bindet.

Dieses unvordenkliche Verwandtschaftsverhältnis hat alles geändert. Es hat den Diskurs der Modernität, des Fortschritts, das Sprechen über den auf der Zeitspur rational und zielgerichtet handelnden Menschen zurückgebogen in den Mythos, wie er ehemals geglaubt wurde: Dass alles *Ananke* (griech. „Zwang“) sei – eine Schicksalsgemeinschaft von Göttern, Menschen, Tieren und Pflanzen, ein natürlicher Kosmos, der sich gegenüber Niemandem, nicht einmal den Göttern gegenüber rechtfertigen muss.

Der wütende Aufschrei der modernen Gesellschaft gegen Charles Darwin war auch ein Protest dagegen, dass das Ausbeutungsverhältnis Mensch-Natur (das ja mit dem neuen darwinistischen Wissen um die dahinter liegenden Gesetzmäßigkeiten nicht beendet war) nie mehr in aller Unschuld und mit gutem Gewissen funktionieren würde; das hatte es ein letztes Mal im Zeitalter der Aufklärung gegeben – nachzulesen etwa in der *Encyclopédie Française*.⁸

Von nun an wird das Nützlichkeitsdispositiv – „Macht euch die Erde untertan“ – stets unter einem starkem Rechtfertigungsdruck stehen.

⁸ Vgl. Selg | Wieland 2001

Eine Entwicklung in zwei Formen

Zur Bewerkstelligung der heiklen Aufgabe, das Ausbeutungsverhältnis, wie es zwischen Mensch und Natur seit uralten Zeiten herrscht, zu verschleiern und vor sich selbst geheim zu halten, bedient sich der moderne Mensch – wir haben es gesehen – zweier konträrer Strategien: der utilitaristischen und der romantischen.

Anders gesagt – man musste die Mechanismen der Evolution: Mutation, Selektion, *the survival of the fittest* und die Lehre von der natürlichen Abstammung des Menschen nur einseitig (miss)verstehen, schon war das hierarchische Verhältnis – eine der Natur dominant gegenüber stehende Menschheit – wieder hergestellt.

Utilitaristisch, also in der Tradition der englischen Philosophen Locke, Hume und Bentham, ließ sich der Darwinismus einerseits positiv missverstehen (Evolution ist Entwicklung *zum Besseren*, zum *höchsten Glück der größten Zahl*), andererseits als Dispositiv der Macht und der Rangordnung interpretieren: Evolution als *survival of the fittest*, wobei *fit* („geeignet“) schlicht mit „stärker als...“ gleichgesetzt wurde; das Glück als Ergebnis der Evolution sollte dabei lediglich den Stärksten, den in der Rangordnung höher Stehenden winken.

Einheit von Mensch und Natur? Gewiss, doch so, dass es die unter Führung der *obersten* Spezies *veränderte* Natur, eine Natur aus zweiter Hand, aus Menschenhand wäre, worin sich Naturwesen und Menschenwelt vereinheitlichen könnten und sich der Sinn von Evolution verwirklicht

haben würde. Mit diesem aus der Evolution selbst abgeleiteten Recht des Stärkeren konnte wieder gutes Gewissen gerodet und ausgerottet, konnten Tiere bei vollem Bewusstsein aufgeschnitten (Vivisektion zu medizinischen Zwecken, „zum Besten der Menschheit“), konnten aber auch sogenannte Naturvölker zivilisiert, sprich unterworfen und ihrer Ländereien beraubt werden. Dieses „größte Glück der größten Zahl“ auf Basis einer naturgeschichtlich garantierten Überlegenheit einiger Weniger – also das *utilitaristische Syndrom* – figuriert im ganzen 20. und erst recht am Beginn des 21. Jahrhunderts als *Aufgabe und Versprechen ... zum Beispiel als Versprechen, die Ernährungs- und Energiefrage zu lösen.*

Die zweite Strategie, mit der die anthropologische Kränkung des vom Sockel gestoßenen *Homo sapiens* „überwunden“, sprich verdrängt und geleugnet wird, ist die romantische. Sie findet – ebenfalls seit dem späten 19. Jahrhundert und ungebrochen bis heute – ihren adäquaten Ausdruck in der sogenannten *ökologischen Frage*, auch als *Umweltproblematik* bekannt; ihre gesellschaftlich-mediale Ausbreitung manifestiert sich im *Naturschutz* und den verschiedenen *Tierschutzbewegungen*.

Hier wird die darwinistische Einheit von Mensch und Natur genau so zweckgerichtet missverstanden – nur mit umgekehrten Vorzeichen. Es ist nun *am Menschen*, sich zu verändern, indem er sich als aktiv Handelnder *aus der Natur zurückzieht*, Natur nur mehr passiv auf sich wirken lässt; so wird er eines Tages in einer zweckbefreiten, verklärten Natur eins mit ihr – statt *Paradise lost: Paradise reloaded*.

Im Grunde haben beide Strategien die Wiederherstellung des Vernunftkalküls nach Art der Aufklärung im Visier, wonach „Natur“ als prinzipiell *verbesserungswürdig* anzusehen ist, in dieser ihrer „Verbesserung“ *menschlich* wird und als solche einer *moralischen Bewertung* unterzogen werden kann. Das typische teleologische „Um zu“ erscheint hier in zweierlei Gestalt: Einmal wird die *Natur als solche* verändert, um die Macht der Mächtigen zu festigen und die gesellschaftliche Rangordnung als *naturgegeben* (früher: *gottgegeben*) darzustellen; Natur ist „böse“, weil dynamisch. Das andere Mal wird *der Beitrag des Menschen an der Natur* verändert – um der Gleichheit aller willen: Es soll *keine* Rangordnungen geben, auch nicht zwischen Pflanze, Tier und Mensch. Natur ist „gut“, weil stabil (heute spricht man in diesem Zusammenhang gern von *Nachhaltigkeit*).⁹ Wie einst im Paradies herrsche pure Freiwilligkeit – *sponte sua*, aus freiem Willen ernährt die Natur ihre Kinder.¹⁰ In dieser prinzipiellen Gleichheit

⁹ In seiner luziden Genealogie des modernen Ökologiebegriffs hat Reichholf gezeigt, dass der große Propagandist des Darwinismus im deutschen Sprachraum, Ernst Haeckel, mit der im Grunde immer noch zutiefst romantischen Annahme eines stabilen „Naturhaushalts“ als oberstes Ziel der Evolution das revolutionär Neue am Darwinismus, die Dynamik und Unabgeschlossenheit natürlicher Vorgänge, überhaupt nicht verstanden hat. Dieses Haeckel'sche Missverständnis klebt bis heute (jedenfalls im deutschen Sprachraum) am Wort, Begriff und Konzept einer „Ökologie“ als „Umweltwissenschaft“ – bis hin zur Verwechslung von Nachhaltigkeit mit prästablierter Harmonie (vgl. Reichholf 2012, 176 ff.). Ebenfalls in dieses Verwechslungs-Dispositiv wären die Auflistungen *schädlicher* Neuankömmlinge aus Flora und Fauna in einer *ursprünglichen* Umwelt einzureihen, *noxious wildlife*, *invasive* Tiere und Pflanzen ... und was dergleichen verräterische Bezeichnungen mehr sind.

¹⁰ *Aurea prima sata est aetas quae vindice nullo sponte sua sine lege fidem rectumque colebat* (Ovid, *Metamorphosen*): „Das erste Zeitalter war das

von Mensch und Natur können wir auch wissen, wie Tiere und Pflanzen *fühlen*, ja sogar, was sie *denken* (Wohlleben 2016, 30 ff.). Und das Wichtigste: „Du sollst nicht töten.“

Es gilt der Dekalog, es gelten die Zehn Gebote. Jetzt aber auch für das Verhalten des Menschen dem Tier gegenüber, schon etwas weniger gegenüber der Pflanze; noch kann der Mensch ja nicht von Luft und Liebe leben. Natur-, Arten- und Umweltschutz verschmelzen tendenziell mit „Tierschutz“, dieser wird ideologisch-weltanschaulich aufgeladen, er wird politisch.

Überhaupt lässt sich Umwelt nun als etwas wahrnehmen, das vom Menschen und dessen Bedürfnissen *losgelöst* zu behandeln sei, da man hier einen prinzipiellen Antagonismus beobachten zu können meint.¹¹

Goldene, da man ganz von selbst und ohne Zwang gut und richtig handelte“.

¹¹ Vgl. Kinzelbach 1995; zur Entwicklung des neuromantischen *Naturschutz- und Tierschutzgedankens* bzw. zu neuen massenkompatiblen *Naturnutzungssphänomenen* seit etwa 1960 (virtueller Naturgenuss in Film, Fernsehen und Internet; nationaler und internationaler Wildtier-Tourismus; Tierpark-orientierter Ausflugstourismus; politischer Natur-, Tier- und Artenschutz etc.) vgl. Murphey 1968; Carr 1975; Van den Brink | Haltenorth 1975; Schama 1996; Burton | Burton 1977; Dolder | Dolder 1977; Braak 1978; Tichy 1978; Dupont | Crespo | Campàs 1979; Harrer 1979; Harrer o.J.; Grzimek 1980; Rensberger 1980; Bürger | Sedlag | Zieger 1981; Duffey 1982; Schilling | Singer | Diller 1983; Bürger et al. 1985; Garms 1985; Makowski 1985; Zimen 1990; DeBlieu 1991; Harmer | Weber 1991; Gilbert | Dodds 1992; Baratay | Hardouin-Fugier 2000; Kalb 2007

Du sollst nicht töten

Aus der Verhaltensforschung ist die Neigung der Spezies *Homo sapiens* bekannt, sein artspezifisches Verhalten nicht nur gegenüber Mitgliedern der eigenen, sondern auch gegenüber Individuen anderer Arten wie Pferden, Hunden, Katzen, Papageien ... an den Tag zu legen. Ein solches Verhalten, „Biophilie“ genannt,¹² stellt zwischen Individuen verschiedener Spezies eine Wechselseitigkeit her. Was das Individuum der Spezies A dem Individuum der Spezies B zu geben bereit ist, erwartet es sich auch von diesem. So weit, so klar.

Doch gibt es da den Satz: „Du sollst nicht töten.“ Keinem moralischen Imperativ scheint die natürliche Ordnung mehr zuwider zu laufen als dem fünften Gebot. Allem Anschein nach hat sich die Evolution den Grundsatz der Mitleidslosigkeit an die Fahnen geheftet. Die natürliche Ordnung (wenn man denn bei diesem nicht unproblematischen Begriff bleiben mag) stellt den Theoretikern der Macht einen Freibrief aus; denn sie zählt auf *Überfluss und Verschwendung* – eine Fülle, die sie dem Individuum gegenüber als Vermehrung von Glück ausgibt. Und die Religionen („wachset und mehret euch“) folgen ihr darin, wo doch „Fülle“ ebenso sehr Vermehrung des Unglücks bedeutet. Es werden stets viel mehr Individuen gezeugt und geboren, als eine Spezies zu ihrem Überleben braucht – nur so kann schließlich *the fittest* „ausgewählt“

¹² Vgl. Kotrschal 2012, 80 ff.; Kotrschal 2019, 67, 86 ff., 99, 236 ff.; Schwinn 2017, 17 ff.; Precht 2016, 110 ff., bsdrs. 125 ff.

werden, oder wie der Theoretiker der Macht sagen würde: *sich durchsetzen*.

Friedrich Nietzsche hat die ängstliche Fixierung des modernen Menschen auf den Hedonismus als logische Unmöglichkeit dechiffriert; für den deutschen Philosophen ist die Behauptung, „das größte Glück der größten Zahl“ wäre mit der natürlichen (theologisch geredet: göttlichen) Ordnung vereinbar, höherer Schwindel. Er gebrauchte dafür, mit Blick auf Kant und die englische Moralphilosophie (Humes, Locke, Bentham), einen zugegebenermaßen etwas plumpen Kalauer – nämlich den Ausdruck *Cant*, jene von ihm als typisch englisch apostrophierte Form der Heuchelei, worin sich das Eigeninteresse hinter einem vorgestellten Gemeinwohl versteckt.¹³ Als – laut Eigendefinition – *Philosoph mit dem Hammer* mag man ihm das unelegante Wortspiel nachsehen oder nicht, die fortschrittlich-aufgeklärte Rede seiner Zeitgenossen, die in der modernen Menschenwelt das „moralisch höher stehende“ Prinzip des *Mitgefühls* über eine *grausame und mitleidslose* Natur triumphieren sahen, hat er jedenfalls entzaubert. Nietzsche hat den Widerspruch des aufgeklärten Denkens als Gegensatzpaar entziffert: Utilitarismus *versus* Naturromantik. Eine Entscheidung hinsichtlich des *größten Glücks der größten Zahl* schien von nun an unausweichlich: Darf man Natur nach dem Bild der menschlichen Gesellschaft als verbesserungsfähig verstehen – oder muss umgekehrt, analog zur darwinistisch-mitleidslosen Natur, auch die

¹³ Vgl. Nietzsche 1969, I, 13; II, 92; 640; 645; 648; 689; 692; III, 484; 546; 663

menschliche Gesellschaft als ein Schlachtfeld angesehen werden, auf dem „only the fittest survives“?

Nachdem Rousseaus *Naturromantik* mit ihrer Pädagogik der Menschenverbesserung unter der Guillotine gestorben war, entschied sich das nachrevolutionäre 19. Jahrhundert für die zweite Variante des modernen Naturverständnisses. Am Theorem einer Einheit von Mensch und Natur, einer „Natur“, die insofern *glückbringend* wäre, als der Mensch, wenn es ihm gelänge, in ihr aufzugehen, den Zustand der *Unschuld* wieder erlangen würde, an diesem Theorem eines „Jenseits von Gut und Böse“ nach dem Bild des Tieres oder gar der Pflanze hält der moderne Diskurs unverrückbar fest; sei es, dass besagtes „Jenseits von Gut und Böse“ nun bedeutet, dass die Gesellschaft in eine Art Naturzustand gelangt, worin Wölfe in aller Unschuld Lämmer reißen, oder umgekehrt die heile Welt, wo inmitten der Natur, aus der man vorher alles Wölfische entfernt hat, die Veredelung der Menschheit gelingt. *Beide* Haltungen sind hedonistisch, da sich beide aus dem unauflöselichen Widerspruch einer *Fülle, welche Glück und Unglück gleichermaßen produziert*, zu einer einfachen, also „angenehmen“ Lösung hin befreien möchten – hier die auf natürliche Art und Weise grausame Gesellschaft, dort die nach dem Bild der moralisch geläuterten Menschheit von allem Bösen befreite Natur.

Am Begriff und Gegenstand der Jagd (als einer, wie man wohl sagen darf, radikalen Repräsentation der Mensch-Tier-Beziehung) lässt sich dieser gesellschaftlich verstandene Naturbegriff wie auch jener als Naturzustand behauptete Gesellschaftsbegriff verteidigen respektive bekämpfen, was die Jagd – und daran anschließend auch

andere Felder aus der Mensch-Tier-Beziehungsgeschichte – zum idealen Schauplatz einer politisch-moralischen Grundsatzdiskussion macht.¹⁴ Ob „das größte Glück der größten Zahl“ Fiktion oder real erreichbares Ziel sei ... und welchen Stellenwert dabei das Mitgefühl habe, soll sich unter anderem auch daran entscheiden, ob dem Menschen – gleich anderen Naturwesen – das Recht des Beutemachens zusteht oder nicht.

Hier setzt der Philosoph mit seinen Überlegungen zum Sinn oder Unsinn der Jagd an – als einer möglicher Weise bereits obsoleten Repräsentation des Verhältnisses Mensch-Natur. „Es gibt keinen Grund zu der Annahme, daß die Jagd natürlich ist, sprich, einem menschlichen Instinkt entspringt. [...] Vor den Zeiten der Romantik galt die Jagd nicht als etwas Urwüchsiges oder Zügelloses. Die

¹⁴ Der Publizist Kalchreuter nennt es „Die Sache mit der Jagd“ (vgl. Kalchreuter 1977; Kalchreuter 2003); Titel und Buch nehmen auf Horst Sterns populäre deutsche Fernsehserie der 1970-er Jahre („Sterns Stunde“) Bezug, worin weit über den engeren Gegenstand hinaus Namens einer ökologisch sensiblen, politisch aufgeklärten Öffentlichkeit Fundamentalkritik an traditionellen Formen der Naturnutzung beziehungsweise der „Privatisierung“ von Naturgütern zu Lasten einer von dieser Nutzung ausgeschlossenen Zivilgesellschaft geübt wurde (vgl. Link: https://de.wikipedia.org/wiki/Horst_Stern [Abfrage: 16.8.2016]). Die Gründung der „Gruppe Ökologie“ 1972, gedacht als Protestbewegung gegen mangelndes ökologisches Bewusstsein der Industriegesellschaft, noch mehr aber die Gründung des „Bundes für Umwelt und Naturschutz“ (BUND) 1975, zusammen mit Bernhard Grzimek, Hubert Weinzierl und anderen Umweltschützern, steht für die paradigmatische Wende in der medial-politischen Darstellung und Auffassung von „Natur“ (deren Schutz und Nutzung) in den westlichen Industriegesellschaften nach 1945. Als prototypisches mediales Zeugnis für diesen Paradigmenwechsel wäre auch die von Stern 1980 gegründete Zeitschrift *Natur* zu erwähnen. – Allgemein zur Geschichte der Jagd vgl. Brander 1978; Ortega y Gasset 1986; Trense 1989; Cartmill 1993; Blüchel 2004

meiste Zeit der europäischen Geschichte [...] war die Jagd eine hochförmliche Angelegenheit [...] und hatten ihre maßgebenden Mythen und Symbole vorrangig Vernunft, Herrschaft und Kontrolle zum Inhalt“ (Cartmill 1993, 293).

Aber der Schuss des Philosophen (wenn wir uns hier einen zum Gegenstand passenden Kalauer erlauben dürfen) geht nach hinten los. Wenn die Jagd nur deshalb unzumutbar wäre, weil sie keinem natürlichen Instinkt entspringt, hätte man logisch nichts gewonnen. In der Frage der Zulässigkeit oder Unzulässigkeit des Tötens wird kein objektiver Zustand (in den Augen des Kritikers: Mangel) sondern eine subjektive Eigenschaft (in den Augen des Kritikers: Unzumutbarkeit) erörtert; die Frage der Jagd ist eine moralisch-ethische, und diesem Umstand hat die Kritik insofern Rechnung zu tragen, als sie für ihre Argumente nicht die Naturgeschichte bemühen darf. Wer die Jagd als ethisch-moralisches Problem sieht, hat historisch völlig korrekt das Bild ihrer *Künstlichkeit* vor Augen: die Jagd ist etwas, worin eine *gesellschaftliche* Wahrheit zum Ausdruck kommt; zum Beispiel der Umstand, dass die Menschheit seit der Neolithischen Revolution ihren Lebensunterhalt nicht mehr mit Jagen und Sammeln erwirbt. Will man ethische Fragen erörtern, muss man auch sogenannte Naturtatsachen mit Argumenten und Methoden behandeln, die dem Geltungsbereich der Ethik und Moralphilosophie angemessen sind.

„Es ist eine Naturtatsache, dass Menschen Tiere sind. Die Wissenschaft hat uns gelehrt, uns als Abkömmlinge und Vettern wilder Tiere zu begreifen und zuzugeben, daß die meisten unserer Fähigkeiten oder sogar alle zu einem gewissen Grade auch an unseren engen tierischen

Verwandten zu beobachten sind“ (Cartmill 1993, 294). Das wäre nun aber exakt der ethisch-moralische *Freibrief für das Töten von Tieren und die Jagd*. Die naturalistische Verwandtschaftsthese stellt den Menschen prinzipiell in eine Reihe mit dem Löwen, der seinen Lebensunterhalt mit Jagen bestreitet (oder, um wieder an Nietzsche anzuknüpfen, mit dem Adler, den es „nach Lämmern gelüftet“). Das Fünfte Gebot des Dekalogs lautet, in die Sprache Darwins übersetzt: „Du sollst nicht *Mitglieder deiner Art* töten“. Somit verletzen Löwenmensch und Löwe nur dann die Grenzen ethisch gebotenen Verhaltens, wenn sie dies innerhalb ihrer eigenen Spezies tun. Die Falle des Utilitarismus schnappt hier schneller zu, als dem Logiker lieb sein kann. „Da es (wie Bentham bemerkte) nichts gibt, was alle Menschen von allen anderen Tieren unterscheidet, haben wir keinerlei Rechtfertigung dafür, das menschliche Leben an sich über alle anderen Lebensformen zu stellen“ (Cartmill 1993, 294). Wenn das stimmt, gilt dieser Satz aber auch umgekehrt. Auf Basis des gemeinsamen Nenners, ein Lebewesen unter Lebewesen zu sein, kann die Neigung von *Homo sapiens*, über den Unterschied zwischen gerechtfertigtem und ungerechtfertigtem Töten nachzudenken – also ein strikt *artspezifischer* Aspekt –, nicht zur Richtschnur einer umfassenden Ethik gemacht werden. Damit wäre der einzige moralisch zwingende Grund für ein generelles Tötungsverbot – dass alle Lebewesen „gleich“ sind – ausgehebelt; ob ihrer vorausgesetzten moralischen Unterscheidungsfähigkeit wären Angehörige der Spezies *Homo sapiens* „gleicher“ als andere, auf jeden Fall „gleicher“ als beispielsweise Löwen, Tiger, Wölfe.

Wenn man andererseits den utilitaristischen Zweck des ethisch-moralischen Tötungsverbots, das größte Glück der größten Zahl, auf *sämtliche* Lebewesen dieser Erde ausdehnt (was das Bentham'sche Argument impliziert), ist man erst recht in der logischen Sackgasse. Dann müsste ja auch das Verbot, Individuen fremder Arten zu töten, um deren Fleisch zu verspeisen, für *sämtliche* Lebewesen dieser Erde gelten; was wiederum eine beachtliche Teilmenge – alle Löwen, Tiger, Wölfe, Adler und so weiter – von der generellen Glückswürdigkeit ausschliesse.

Man kann es drehen und wenden, wie man will: Über den Geltungsbereich einer einzigen Spezies hinaus lässt sich keine ethische Forderung aufrecht halten, welche im Sinn des Kategorischen Imperativs („Was du nicht wollen kannst, das dir zugefügt werde, füge keinem Anderen zu“) für *jede beliebige Spezies* gelten soll. Schon wahr – *theoretisch* eröffnet die Verwandtschaft alles Lebendigen den Raum für eine Universalethik; *in der Praxis* jedoch verschließt sie diesen sofort wieder, weil sich nämlich zeigt, dass dieser universellen Ethik keine universelle *Geltung* zugestanden werden kann. Nicht nur dürften einzelne Individuen keinem anderen Individuum Schaden zufügen; das Verbot gälte auch auf der Ebene des Kollektivs und bedeutete dort, dass nur jenen Spezies das moralische Existenzrecht einzuräumen wäre, deren sämtliche Individuen ihr eigenes Leben ausschließlich auf eigene Kosten, ohne Schädigung irgend eines anderen Individuums der eigenen oder einer fremden Art bestreiten können. Um der Maxime „Du sollst nicht töten“ universelle Geltung zu verschaffen, dürfte es dann aber Eines auf gar keinen Fall geben – das Leben selbst.

Das Fazit ist ernüchternd, denn es gibt den Individuen der Spezies Mensch recht darin, die Gebote des Dekalogs (und die sämtlicher anderer ethisch-moralischer Codices der Menschheit), *wenn überhaupt, so nur in Bezug auf sich selbst als verbindlich anzusehen* (unhinterfragbar im naturrechtlichen Sinn) und ihre Verhältnisse zu den übrigen Spezies bloß in abgeleiteter Form, *als gesetztes Recht*, zu organisieren. Dann gibt es den Umgang mit wilden Tieren zum Beispiel in der Künstlichkeit der *Waidgerechtigkeit*,¹⁵ oder den Umgang mit Haustieren als *Tierschutzgesetz* – die prinzipielle Unauflösbarkeit des Dilemmas eines Lebens, das vom Leben lebt (das sich nur in der Differenz, in der „Unversöhnlichkeit“ der Arten, erhalten kann), *muss ausgehalten werden*.¹⁶ Ein solches Aushalten, Ertragen der emotional und logisch unbefriedigenden Situation, dass es keine für alle Lebewesen universell gültige Ethik und Moral geben kann, führt also im Idealfall zum Handeln nach moralisch-ethischen *Analogien*, worin das Tier „wie“ ein Mensch

¹⁵ Unter „Waidgerechtigkeit“ verstehen *Jagdkultur* und *Jagdgesetzgebung* ein Ensemble praktisch-ethischer Grundsätze, die den Handlungsspielraum des Jägers zugunsten des Wildes einschränken (Schonzeiten, Verbot bestimmter Jagdmethoden, zahlenmäßige Begrenzung des zu erlegenden Wildes, Begrenzung hinsichtlich jagdbarer und nichtjagdbarer Arten etc.)

¹⁶ Nietzsche hält in seiner *Genealogie der Moral* zum Thema „Leben“ eine unangenehme Wahrheit parat: „An sich von Recht und Unrecht reden entbehrt alles Sinns; an sich kann natürlich ein Verletzen, Vergewaltigen, Ausbeuten, Vernichten nichts ‚Unrechtes‘ sein, insofern das Leben essentiell, nämlich in seinen Grundfunktionen verletzend, vergewaltigend, ausbeutend, vernichtend fungiert und gar nicht gedacht werden kann ohne diesen Charakter. Man muß sich sogar noch etwas Bedenklicheres eingestehn: daß, vom höchsten biologischen Standpunkte aus, Rechtszustände immer nur Ausnahme-Zustände sein dürfen, als teilweise Restriktionen des eigentlichen Lebenswillens, der auf Macht aus ist“ (Nietzsche 1969, II, 817; vgl. auch Cartmill 1993, 292)

gesehen und behandelt wird.¹⁷ Das Defizit, wonach das Tier eben doch kein Mensch ist, oder allgemeiner: dass keine Art die andere wirklich *versteht* (außer in den seltenen Momenten eines luziden interesselosen Wohlgefallens, wenn sich der Vorhang für einen Augenblick hebt) –, dieses Defizit kann zwar nicht vermieden, aber doch verkleinert werden, im Rekurs auf ein *Handeln aus Vernunft*. Im Verhältnis Mensch-Natur ist es offenbar Rolle und Aufgabe des Menschen, der Hoffnung zu entsagen, man könne dem Schuldzusammenhang alles Lebendigen entgehen. Im Verhältnis Mensch-Natur hat, wie es scheint, der Mensch „die Schuld auf sich zu nehmen“.

Der ethisch-moralisch begründete Naturbegriff muss an seinem eigenen inneren Widerspruch scheitern. Ein generelles Tötungsverbot lässt sich nicht mit der *Verwandtschaft aller Lebewesen* begründen; eine solche Begründung liefe in letzter Konsequenz darauf hinaus, *die moralische Verwerflichkeit des Lebens selbst* behaupten zu

¹⁷ Oder umgekehrt, wie man aus einer seltsamen Geschichte rund um die Frage: „Können Elefanten trauern?“ ersehen mag. Eine Elefantenherde, bestehend aus ausgewachsenen und halbwüchsigen Kühen sowie halbwüchsigen Bullen, allesamt Überlebende eines Wilderer-massakers, wird in einem großen privaten südafrikanischen Wildtierreservat angesiedelt, wo es dem Game Warden Lawrence Anthony langsam gelingt, das Vertrauen der traumatisierten Tiere zu gewinnen. Als der Game Warden unerwartet stirbt, geschieht Mysteriöses. Die ganze Herde wandert 12 Stunden durch die Savanne, um sich noch am Abend seines Todes vor dem Haus des Wildhüters zu versammeln. Dort verweilt sie lautlos zwei Tage lang, um am dritten Tag in den Busch zurückzukehren. Dieses Ritual wiederholt die Herde seitdem Jahr für Jahr pünktlich zum Todestag ihres Rangers; vgl. Liz Bonnin | Anne Sommerfield: „Animals in Love“, Minute 38:12 bis 40:49 (Dokumentarfilm, BBC 2015); siehe auch Malby-Anthony | Willemsen 2019, 17 f.

müssen. Wir müssen akzeptieren, dass wir uns mit dem Problem einer vom Menschen „benutzten“ Natur *weder rechtslogisch noch moralisch, nur diskurslogisch* auseinandersetzen können. Dafür freilich eignet sich die Jagd tatsächlich wie kaum ein anderes vergleichbares Phänomen. In der Jagd lotet der Mensch die äußersten Grenzen des Geltungsbereiches aus, innerhalb dessen er als Naturwesen, das andere Naturwesen benutzt, kulturell – also mit Vernunft – agieren kann. „Vernünftig“ ist eine Naturnutzung dann, wenn sie *relativ* zu anderen denkmöglichen Formen dem Wesen der Evolution am meisten entspricht. Wenn es hier einen Kategorischen Imperativ gäbe, er müsste eine Naturnutzung vorschreiben, worin der Mensch nicht nur das optimale Gedeihen der eigenen Spezies sondern auch ein Maximum für alle anderen heraus zu holen verstünde. Ein objektives Kriterium dafür gibt es ja – den größtmöglichen *Artenreichtum* an pflanzlichem und tierischem Leben.

Bleibt noch ein letztes Argument zu klären. Der Imperativ „Du sollst nicht töten“ zielt nicht nur auf das Existenzrecht der Arten sondern auch auf das – freilich, wie man gesehen hat, nicht verallgemeinerungsfähige – Lebensrecht des Individuums. Was Artenschutz betrifft, kann man Vernunftgründe geltend machen; beim individuellen Lebensrecht bleibt der Appell ans Gefühl.

„Ein Hirschrudel erlebt den Abschuss eines Artgenossen folgendermaßen mit: Es knallt, und plötzlich riecht es nach Blut,“ lesen wir zum Thema Jagd unter der Überschrift „Angst“ (Wohlleben 2016, 164). Der Lösungsvorschlag gehört denn auch ganz der romantischen Naturauffassung an, in der es den „Überfluss“ nur als Zeichen des Glücks,

nicht als Problem gibt. „Doch zum Glück hält das Zusammenleben von Wildtier und Mensch auch schöne Seiten bereit. Es besteht Hoffnung, dass wir auch in Mitteleuropa friedlich miteinander leben können, wie die zunehmende Wilddichte in den Städten zeigt. Es spricht sich im Tierreich herum, dass hier eine Art Schutzgebiet eingerichtet wurde. [...] Wildschweine in den Vorgärten, die sich nicht mehr vertreiben lassen (warum auch?) und die Tulpenbeete zerwühlen; Füchse, die entlang von Straßenböschungen ihre Baue graben; Waschbären, die sich in Garagen und Dachböden häuslich einrichten – die Tierwelt fühlt sich inmitten unserer Zivilisation pudelwohl“ (Wohlleben 2016, 167f).

Die Kehrseite dieser Idylle, wie sie sich dem empathischen Blick *nicht* zeigt, ist die exponentielle Kurve der Vermehrung. Die von der Evolution zur Arterhaltung vorgesehene Reservearmee ist nicht dazu geschaffen, dass sich die Individuen „pudelwohl fühlen.“ Den meisten obliegt es, eher früher als später zu sterben. Ein von Tierrechtlern gern gebrauchtes Argument gegen „Tiere in Menschenhand“ – zum Beispiel in Zoos – ist das Ausmaß der dort zu beobachtenden Sterblichkeit. Leider ein nicht sehr tragfähiges Argument. „Die hohe Sterberate [...], eine Quote [...] über 17 Prozent [...] in einem traditionellen Zoo“ (Baratay | Hardouin-Fugier 2000, 220) nimmt sich geradezu vorbildlich aus im Kontrast zur freien Wildbahn: Zwei Drittel des Zuwachses, also bei kleinen oder mittelgroßen Huftieren wie Hirschen, Gazellen, Antilopen oder Wildschafen mindestens 20 Prozent des

Gesamtbestandes, vollenden das erste Lebensjahr nicht, weil sie Krankheiten oder Raubtieren zum Opfer fallen.¹⁸

Ein Recht auf „Glück“ hat allenfalls die Art, nie das Individuum: „Der waidgerechte Jäger [...] hat sich verantwortlich und tatkräftig für die Erhaltung eines angemessen artenreichen und biologisch gesunden Wildbestandes [...] einzusetzen“ (Blase 1973, 363). Das ist schnörkellose Prosa, zugegeben. Aber dem Gegenstand – der Aufrechterhaltung einer „Fülle“, eines Maximums an Leben – angemessen; nachhaltig dokumentiert sieht sich dieses Maximum in der Artenvielfalt. Natürlich lässt sich auch über die Befindlichkeit des Individuums trefflich streiten – ob, wie Wohlleben schmissig formuliert, die zweibeinigen Raubtiere „die Lage [...] für die Tierwelt, die zum Abschuss freigegeben ist, [...] ganz schön dramatisch [machen]“ (Wohlleben 2016, 166) –; außer Frage aber steht das Existenzrecht der Arten, die sich als Ergebnis von Evolution und Ökologiegeschichte in einem gegebenen Raum befinden und deren Erhaltung nach der oben gegebenen Definition dem Jäger, als produzierendem Naturnutzer, aufgetragen ist. In ihrer Künstlichkeit ist die Jagd ein Kulturgut, aber eines mit naturgeschichtlicher Relevanz, denn als gesetztes Recht ist das Jagdrecht für die Ökologie exakt das, was nach Hobbes der Staat für die Gesellschaft ist: unverzichtbares Regulativ.

¹⁸ Vgl. Stubbe 1973, 20 ff.; 49 ff.; 82 f.; 116; mit den Zuwachsraten von Rotwild, Damwild, Rehen und Mufflons lassen sich die entsprechenden Raten bei Gazellen und Antilopen vergleichen; auf Basis dieser Zahlen errechnet sich aus dem Vergleich theoretischer vs. tatsächlicher Bestand die natürliche Mortalität.

Die romantisch-utilitaristische Vorstellung von natürlichen Ordnungen in einer vom Menschen in Ruhe gelassenen Wildnis trifft wahrscheinlich nicht einmal für das Paläolithikum zu, geschweige denn für die globalisierte Welt der Moderne und Postmoderne. Neuseeland ist menschenleer im Vergleich zu Mittel- und Westeuropa. Und dennoch bedarf Natur auch dort der regulierenden Hand. Umso schlechter, wenn es nicht die Hand des waidgerechten Jägers ist. Als etwa um 1930 das Rotwild in Neuseeland, das bis dahin praktisch nicht bejagt worden war, „zu zahlreich wurde, erklärte man es zum Schädling und hob jegliche Schutzmaßnahmen auf. Im darauffolgenden Jahr begannen dann die ‚Kontrollmaßnahmen‘ der Regierung, und Tausende Hirsche wurden Jahr für Jahr abgeschlachtet. Dabei war man aber nur am Verkauf der Häute interessiert, das Wildbret, wahrscheinlich an die 3.000, 4.000 Tonnen, ließ man im Busch verrotten. Weitere 75.000 Hirsche überließ man kommerziellen Fleischjägern, die allein im Jahre 1967 rund 2.600 Tonnen Wildfleisch nach Europa exportierten. Die Bestandsreduktion wurde aber nicht allein mit Schusswaffen durchgeführt, ein paar Jahre lang versuchte man es auch mit vergifteten Karotten, die man von Flugzeugen abwarf. Eigentlich war diese Methode gegen Gämsen und Thare gedacht, doch fielen ihr auch unzählige Hirsche zum Opfer“ (Whitehead 1993, 53). Vergleichbares gibt es aus Afrika zu berichten. Jenseits der sentimental Vorstellung von einer Welt ohne Jäger regiert die brutale Wirklichkeit einer ganz anderen, nämlich unregelten und erschöpfenden Nutzung, die man wohl besser bei ihrem richtigen Namen nennt – Vernichtung.¹⁹

¹⁹ Der Berufsjäger Ronnie Rowland über die Folgen der „romantischen“

Wer eine Lanze für die Geschöpfe der Natur brechen will, muss das Problem unromantisch angehen, realistisch. *Naturschutz ist Krieg ... Der Gegner des Naturschützers ist nicht der Jäger sondern der Wilderer ... und in Wahrheit der hinter der Wilderei steckende Geschäftsmann, also der national und international agierende Auftraggeber des Wilddiebs; oder das industriell agierende Hochseefischfang-Konsortium; die Walfang-Aktiengesellschaft; die Landerschließungs-Compagnie, die Tropenholzfirma ... you name it.*²⁰

Vorstellung einer Wildhege ohne Jagd: „In Botswana wurde letztes Jahr unter dem Jubel gewisser Tierschutzgruppierungen die Jagd geschlossen. Fakt ist, dass in abgelegenen Gebieten, wo die Löwen die Rinder und selbst Menschen in den Kommunen fressen, jeder Konflikt durch die Kommunen selbst gelöst wird. Bis jetzt sollen bereits Hunderte Löwen vergiftet worden sein [...] und die Wilderei durch organisierte Wildererbanden und die Kommunen selbst nimmt zu“ (Zedka 2015, 60).²⁰ „Gegen neun Uhr abends, nachdem das Team die erste Abendfütterung beendet hatte, durchbrachen fünf schwer bewaffnete Männer den Zaun, machten die Kameras funktionsunfähig, schnitten Kabel durch und krochen auf den Carport zu, woder Wächter Schutz vor dem Gewitter gesucht hatte. Zwei Männer griffen ihn von hinten an, zerrten ihn in den Vorraum und holten mit vorgehaltener Pistole Informationen aus ihm heraus. *Wann ist die nächste Fütterung? Wie viele Leute sind hier? Wo ist der Hund? Wo sind die Hörner? Wenn du lügst, töten wir dich.* Draußen tobte weiter der Gewittersturm und übertönte seine Schreie. Sie nahmen ihm Waffe, Handy, Funkgerät und Schuhe ab, fesselten ihn und verriegelten die Tür. Dann warteten sie wie geduldige Raubtiere bis zur nächsten Fütterung [...]. Zwei Wochen zuvor war eine Drohne über das Reservat geflogen. Unsere Politik bestand darin, solche Geräte sofort abzuschießen, aber in der Minute, als unsere Wächter nahe genug herangekommen waren, erloschen ihre Scheinwerfer und sie verschwand in der Dunkelheit. [... Da waren] wir uns ziemlich sicher, dass sie die Waisenstation [zur Aufzucht junger Nashörner] ausspioniert hatten. Die Verbrecher verfügten über Geld und Hightech-Equipment und sie hatten eindeutig seit Wochen Informationen gesammelt, vielleicht sogar seit Monaten.“

Eine Frage zum Abschluss: Wie natürlich ist Natur?

Über den „Baumfreund Goethe“ weiß sein Biograph zu berichten, dass ihm die Welt der Bäume erstmals in Weimar, „auf Jagdfahrten in den weiten Forsten Thüringens, in Parkanlagen und im eigenen Garten“ aufgegangen sei. „Die ersten Gartenjahre sind für Goethe ein Leben unter Bäumen gewesen. Viele von ihnen hat er mit eigener Hand gepflanzt. Sie sind neben ihm groß geworden, wurden ihm Wegbegleiter und Freudebringer. Mit seinen Bäumen hat Goethe wie mit Menschenwesen

Das brutale Resultat entsprach der Rationalität seiner Vorbereitung: „Eines der [mit der Fütterung der Tiere betrauten] Mädchen wurde übel zugerichtet, [... die Nashornkälber erschossen sie] für Hörner, die nicht größer als die Faust eines Kindes waren. [... Ein junger Nashornbulle verendete nicht sofort.] Den Wilderern war das völlig egal. Sie hielten ihn am Boden fest und hackten ihm mit der Axt ins Gesicht. [...] Der Aberglaube sitzt tief im ländlichen Zululand. Augen sehen und haben Erinnerungen, also taten sie das Undenkbare. Sie stachen ihm die Augen aus. Eine halbe Stunde später waren die Männer mit ihrer Beute verschwunden.“ (Malby-Anthony | Willemsen 2019, 312 ff.)

So schockierend sich das hier geschilderte Ereignis ausnehmen mag – es ist nur eine Momentaufnahme. Die Szenerie als solche ist ein riesiges, ja unüberschaubares *Tableau der Geschäftemacherei* auf höchstem, nämlich internationalem Niveau. Und es entspricht exakt der aus der Geschichte des Privateigentums bekannten *Vernichtung der Allmende*. Die Plünderung der Natur und der Diebstahl von Ressourcen, die als *nullius res* (Niemandes Eigentum) dargestellt werden, um den Sachverhalt des Raubes und der Plünderung zu verschleiern, sind umso krasser, als es sich bei den sogenannten Ressourcen um Lebewesen handelt. Nur die rigorose Wiederherstellung einer Fürsorge, wie sie der Hirte seiner Herde, der Bauer seinem Feld, der Gärtner dem Garten, der Förster dem Wald zuteil werden lassen – mit anderen Worten nur als „Jemandes Eigentum“ (als *Sozialeigentum* – vgl. Piketty 2020, 1186 ff.) könnten die Natur und ihre Geschöpfe auf Gerechtigkeit zählen.

verkehrt“ (Balzer 1977, 81). An der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert erlebt Europa eine Empfindsamkeit, die sich nun aber gerade nicht auf Menschenwesen bezieht. Aus den „weiten Forsten“ der Umgebung sowie aus der ganzen Welt²¹ holen sich vermögende Naturfreunde botanische Kostbarkeiten in ihre Refugien, Gärten und Parks, um mit ihnen „wie mit Menschenwesen zu verkehren“ und in Naturparadiesen zweiter Hand das verlorene erste Paradies nachzustellen.

Inmitten und mit Hilfe einer interessanten, ja exotischen Flora werden imaginäre Landschaften verwirklicht, wo das Wilde *ganz ohne* jene barock-höfische Etikette (an der man sich satt gesehen hat) gezähmt, ja zivilisiert wird.²² Denn was der Naturfreund jetzt sucht (und in dieser seiner Natur aus zweiter Hand unter schattigen Bäumen zu finden hofft), ist ein *romantisch-naturbelassener* Ort, wo er – als Philosoph – in Ruhe seinen Gedanken über Gott und die Welt nachhängen und als Botaniker seinen Studien zur globalisierten Flora frönen kann.²³ Wenn der Dichturfürst

²¹ Vgl. Suter 2017, 11 ff.

²² Allgemein zur *Botanik* (Handbücher, Naturführer, Encyklopädien): Kremer 1996; Hecker 2001; Preston | Pearman | Dines 2002 (Flora der *Britischen Inseln*); García Guardia 1992, Prieto-Puga 1993 (Flora *mediterraner Regionen*); zur *Tropenflora* vgl. Warren | Invernizzi Tettoni 1992; zur Geschichte der *Pflanzeneinführungen* vgl. Kraus 1894; zur botanischen *Globalisierung* (Rolle der Botanischen Gärten) vgl. Fritsch 1894; Tongiorgio Tomasi 1993; Tongiorgio Tomasi 2011; Frigo 2011; zu *Goethe als Botaniker* vgl. Bockholt | Kircher 2000

²³ „Ihren schönsten Schmuck legten die Sträucher im Hausgarten an, sobald Goethes Geburtstag herannahte. Dann brachen große, scharlachrote Büschel trompetenförmiger Blüten aus den Zweigen eines Strauches, der an einem Lattengerüst an der Mauer des Gartenhauses emporrankte – für Goethe eine lebende Erinnerung an Italien [...]. Im Botanischen Garten zu Padua war er zum erstenmal der rankenden Trompetenblume (*Bignonia* =

„mit Schiller Kunstprobleme erörtert und mit den beiden Humboldts Ansichten über Natur und Welt [austauscht]“, dann tut er das besonders gern „in seinem Parkgarten, [...wo] selbst die stärkste Sonne nicht das dichte Laubdach seiner Linden, Buchen, Eichen und Kastanien zu durchdringen [vermag]“ (Balzer 1977, 103; 89).

Jagdreviere und Parks, idyllische Kunstlandschaften,²⁴ Lust- und Luftschlösser, überhaupt die ganze Geschichte der historischen Gärten²⁵ und der Gartenkunst²⁶ haben unter dem Einfluss von Aufklärung, Rokoko, Klassizismus und Romantik einen neuen Stellenwert im Leben der gebildeten Eliten eingenommen. Neben die Repräsentation – ja diese geradezu ablösend (auch darin zeigt sich der Bruch zwischen Barock und Rokoko) – tritt eine neue, viel

Campsis radicans) begegnet. Seitdem [...] hat Goethe für diese Pflanze eine besondere Vorliebe behalten und ihr in seinem Garten einen Ehrenplatz eingeräumt“ (Balzer 1977, 89)

²⁴ Zur *Jagd* (höfisch und traditionell; modern und globalisiert) vgl. Brander 1978; Rensberger 1980; Cartmill 1993; Blüchel 2004; Canaval 2014a, Canaval 2014b; zur Geschichte der *Kunstlandschaften, Gärten und Parks* vgl. Feuerstein-Herz 2011; Kräftner 2012 (*Gartenarchitektur*); Rippl 1995, Friedrich | Jacob 2010, Schneider 2010, Krebs | Streidt | Herold 2013 (*Fürst-Pückler-Forschung*); zu *mediterranen Parks und Kunstlandschaften* (19. Jh.) vgl. Sánchez Mateos o. J.; Perotti 2002; García Gómez 2004; Henneberg 2004; Patronato Botánico 2009

²⁵ Zur *Geschichte* vgl. Hobhouse 1992; Mosser | Teyssot 1993; Le Toquain | Bosser 2006; Kluckert | Toman 2008; zur *altägyptischen Gartenkunst* vgl. Wilkinson 1994; zum *Mittelalter* vgl. Hennebo 1987; Landsberg 2003; zur *Renaissance* vgl. Agnelli | Forquet | Pietromarchi 1988; zu *historischen Quellen* der Botanik vgl. Miller 1768; Fischer | Ruppelt | Welschke-Bulmahn 2011

²⁶ Zu *Enzyklopädien* und *Handbüchern* vgl. Brickell 1998; zu *Wassergärten* vgl. Allison 1992; Schimana 1993; zu *mediterranen Gärten* vgl. del Cañizo 1990; Correcher | George 1993; Gildemeister 1997; Mencos | Bojstad 2011

wichtigere Aufgabe: Gestaltete Natur soll jetzt den globalen Anspruch Europas untermauern – einerseits als Spenderin universaler Gelehrsamkeit oder, wenn es mehr um Kontemplation und Hedonismus geht, als Hort einer unverfälscht-ursprünglichen Schönheit; andererseits ganz trivial ökonomisch als Ursprung neuer Ressourcen; aus aller Welt eingeführt und akklimatisiert, sollen Pflanzen (und Tiere) die einheimische Flora und Fauna *ergänzen*, das Leben der Europäer – also erst einmal der europäischen Eliten – *bereichern* und deren Komfort *steigern*.

Zum Stellenwert von Natur aus zweiter Hand wäre also zu bemerken, dass es ursprünglich um *Steigerung* geht, um ein *Plus*. Dass man „Natur“ durch *Aussortieren und Entfernen* von Nichtzugehörigem verbessern, gar retten könne, ist dem optimistisch aufgeklärten Denken fremd. Mit der Natur verfahren Achtzehntes und Neunzehntes Jahrhundert recht pragmatisch, Skrupel und Bedenken sind deren Sache nicht; so besehen gehört auch der Imperialismus – zur Aufklärung.

Heute lauten die Losungen anders, zum Beispiel so: „Für den Naturschutz problematisch sind [...] Neophyten²⁷ [...], die als invasive [Arten] in naturnahe Lebensräume eindringen.“ Die Quelle²⁸ nennt insgesamt siebzehn solcher *Aliens* („Fremdlinge“) und vergisst nicht hinzuzufügen, dass besonders die aus dem klimatisch mit Europa vergleichbaren Nordamerika stammenden Arten wegen ihrer ähnlichen Lebensansprüche große Konkurrenten für

²⁷ Neophyt („neues Gewächs“) – eine Pflanze, die vor 1492 (Entdeckung Amerikas) in Europa nicht heimisch war

²⁸ Vgl. Link: <http://www.umweltbundesamt.at/umweltschutz/naturschutz/artenschutz/aliens/> [Abfrage: 11.6.2013]

die Autochthonen darstellten. Man muss nicht, kann aber solche und ähnliche Meldungen unter der Rubrik *fundamentalökologischer Alarmismus* abheften; ein Zeitgenosse Goethes oder des Fürsten Pückler hätte wahrscheinlich, so er über ein gutes botanisches Fundament verfügte, ein paar interessante Einwände dagegen geltend gemacht. Er hätte darauf hingewiesen, dass gerade *wegen* der klimatischen Ähnlichkeiten eine entsprechend große Aufnahmefähigkeit der europäischen Wälder, welche signifikant artenärmer seien als ihre nordamerikanischen Pendants, erwartet werden dürfe. Und die Geschichte hätte ihm Recht gegeben: Von keiner vor 1492 in Europa wachsenden Baumart lässt sich behaupten, dass sie unter den Neuankömmlingen schwer gelitten hätte oder gar ausgestorben wäre.

Warum wir das betonen? Vor allem aus philosophisch-prinzipiellen Gründen. Aber lassen wir an unserer Stelle den Fachmann antworten. „Artenvielfalt,“ sagt Kinzelbach (und darf sich in der Sache mit anderen einer Meinung wissen),²⁹ „ist [...] kein Bewertungskriterium für Naturnähe. So kontrastiert z.B. bei Singvögeln eine große Artenarmut im (natürlichen) Hochmoor mit dem Artenreichtum im (künstlich angelegten) [...] Friedhof“ (Kinzelbach 1995, 68). Der Satz lässt sich ohne Schwierigkeit umdrehen und offenbart darin seine Aussagekraft, um nicht zu sagen Sprengkraft: Das Kriterium „Naturnähe“ ist zur Unterstützung des Naturschutz-Theorems (sofern man darunter die Erhaltung einer gegebenen respektive angestrebten *Artenvielfalt*

²⁹ Vgl. Reichholf o.J. [1988]; Reichholf 2012; Reichholf 2016; allgemein zur Umweltgeschichte: Zirnstein 1996

verstehen möchte) eigentlich *ungeeignet*. Mit entsprechenden Folgen für das zeitgeistige Narrativ von der Neozoengefahr: In der wirklichen Welt erleben Ökosysteme regelmäßig „eine Drift, das Gegenteil von Stabilisierung“ (Kinzelbach 1995, 68). Schon deshalb ist der Wunsch, den Zeitpfeil umzudrehen und durch gezielte Eliminierung einiger Arten zu Gunsten anderer einen stabilen *Status ante quo* „wieder herzustellen“, illusorisch (das Präfix „re-“ im Wort *Renaturierung* ist hinsichtlich der Rückwärtsgewandtheit solcher Projekte verräterisch). Oder mit den Worten des Biologen: „Es gibt keinen objektiven Unterschied [...] zwischen natürlichen und künstlichen Ökosystemen (,Technozönosen‘) [...]. Ein künstlich angelegtes Weizenfeld ist ebenso ein Teil-Ökosystem wie ein Forst, ein Urwald oder das Wattenmeer. Sie unterscheiden sich nur graduell darin, wie stark der Mensch ihre spezielle Qualität beeinflusst oder wie sehr er sie gegenüber anderen Entwicklungsmöglichkeiten unter Energieaufwand in eine bestimmte Richtung lenkt“ (Kinzelbach 1995, 72 f.). Dies ernst nehmend, kann man dem Themenbereich rund um die sogenannten *Neozoen* oder *invasiven Arten* mehr abgewinnen als nur das Bedrohungsszenario für ein wie immer vorgestelltes „Gleichgewicht“ – und vor allem ergibt sich daraus eine gewisse Berechtigung, die Sache anders, nämlich *nicht-alarmistisch* zu behandeln – mit Argumenten des Gesunden Menschen- respektive Historikerverstandes.³⁰

³⁰ Der Bekämpfung sogenannter *invasiver Spezies* liegt eine Logik zu Grunde, die man als *Natur-Revisionismus* bezeichnen könnte; man meint den Zeitpfeil umdrehen zu können (vgl. das Präfix „re-“ in „renaturieren“) – ein zutiefst *ahistorischer* Impuls, wie er für bestimmte Formen des

Wenn man auf diese Art und Weise *Naturnutzung* kulturell – mit den Worten Kinzelbachs: als Herstellung von „Technozönosen“ – begreift, wird auch *Natur selbst* in einer anderen Dimension wahrnehmbar, als *Kulturgut* nämlich. *Natur an sich* ist dem Menschen unzugänglich; *Natur* ist prinzipiell und immer schon *Natur für mich* – von mir, dem Menschen *bearbeitete* *Natur*; und ja, auch das Wissen um sie – Naturwissenschaft – ist Arbeit an ihr.³¹

naturwissenschaftlichen Denkens nicht ungewöhnlich ist. Was dabei tatsächlich geschieht, wenn man entlang des unverändert weiter laufenden Zeitpfeils eine alte Situation *re-konstruiert*, ist ebenso paradox wie logisch: Man verwandelt die eine neobiotische Situation bloß in eine andere, nicht weniger neobiotische.

Dass zum Beispiel mit dem *Rückbau* einer Uferzone der Zustand „vor der Flussregulierung“ erreicht wäre, ist eine Illusion. Nicht einmal *simulieren* lässt sich dieser (vorgestellte) Zustand, weil zu viele und größtenteils unbekannte weitere Parameter unverändert bleiben bzw. eben nicht mehr wieder hergestellt werden können (etwa die frühere Wasserqualität oder die ehemalige Besiedlungsdichte und Landnutzung entlang der Ufer etc.). Was man allenfalls durch die vermeintliche Renaturierung des Flussufers schafft (und das muss a priori nicht schlecht sein), sind für bestimmte – erwünschte – Floren- und Faunengruppen (wobei stets zu fragen wäre, von wem und warum erwünscht) besser geeignete Umweltbedingungen. Wenn also solche Biotopveränderungen im strikten Wortsinn gar keine Wiederherstellungen des *Status ante quo* sind, kann einzig deren biologische Bilanz über die Sinnhaftigkeit entscheiden – ob nicht am Ende ein biologisch ärmerer Zustand entstanden sein wird als dies vor der vermeintlichen „Renaturierung“ der Fall war. Einzig valides Kriterium wird daher die *Artenvielfalt* sein müssen; nur diese spiegelt auf quantifizierbare Weise auch das andere wichtige Kriterium wider, die *Standorteignung* (Angepasstheit) einer gegebenen Floren- und Faunengemeinschaft. Hingegen ist der Antagonismus „einheimisch“ – „invasiv“ nur ein nicht quantifizierbares (nicht objektiv zu messendes) idealtypisches (politisches) Motiv und somit *per definitionem* nicht Gegenstand von Naturwissenschaft.

³¹ Vgl. Schmidt 1971; Isikara 2013, 2 ff.

Die Rede ist vom Wert der Forschung und ihrer wichtigsten Erkenntnis: *Die „zivilisierte“, die von Menschen gemachte Natur ist die einzige Natur, die wir haben.* Natur aus zweiter Hand, so weit das Auge reicht. Dazu ein Beispiel.

Im Westen der Millionenstadt Wien gibt es ein weitläufiges Waldgebiet, an dessen Habsburgische Vergangenheit als kaiserliches Jagdrevier ein artenreicher Wildbestand erinnert. Im sogenannten „Lainzer Tiergarten“, ein paar Kilometer vom Stadtzentrum entfernt, kann – beziehungsweise konnte – der Erholung suchende Wiener mit ein wenig Glück Wildschweine, Rot- und Damhirsche, Mufflons oder Rehe sehen. Die Fauna des Wienerwaldes ist – beziehungsweise war – in dem rund 2.500 Hektar großen ummauerten Wildpark repräsentativ vertreten. Ähnliches gilt für die Flora – es gibt alte Buchen- und Eichenwälder, weitläufige Wiesen, kleinere und größere Fließgewässer und Teiche, womit dem Wild ein hinreichend artgerechter Lebensraum geboten ist. Unter Kaiser Josef II. (1741–1790) zum Schutz der bäuerlichen Untertanen gegen das die Felder verwüstende Schwarzwild ausbruchssicher ummauert, hat das Gebiet bis zum Ersten Weltkrieg für die Habsburger und ihre internationalen Jagdgäste auch in der Hohen Politik immer wieder eine gewisse Rolle gespielt.³² Die „Hermesvilla“ wiederum – ein Jagdschloss im historistischen Renaissancestil –

³² Zur *Naturgeschichte* des Lainzer Tiergartens vgl. Tichy | Mayer 1979; Prossinagg 1996, 113ff; zur *Geschichte und Archäologie*: Pichler 1995, 495ff; Pichler | Kaltenberger | Müller 2002; eine hervorragende *allgemeine Darstellung* und quellennahe Einführung in Geschichte und Naturgeschichte des Kaiserlichen Jagdreviers und späteren „Tiergartens der Wiener“ bei Gergely | Gergely | Prossinagg 1993

erinnert an Kaiserin Elisabeth, für die sie auf Betreiben ihres jagdversessenen Gatten Franz Joseph errichtet wurde; freilich – gern gewohnt hat „die unglückliche Sisi“ dort nicht.

Wie künstlich ist Natur? Ein Ausflug in den Westen von Wien, den Lainzerbach entlang hinauf in die Buchen- und Eichenwälder des ehemaligen kaiserlichen Jagdreviers, kann Auge und Herz erfreuen und den Geist beleben. Freilich könnte sich dem unter hohen Bäumen wandernden Historiker das arkadische Bild unversehens verdüstern. In das Rauschen des Windes könnten sich kritische Gedanken mischen, Gedanken über ein Bild der Natur, das zum Zerrbild geworden ist. Augenscheinlich ist der postmoderne Zeitgeist dem Geist der Geschichte abhold, wenn denn „Geschichte“ auf das *Geschichtete*, die *Schichten* abzielt, aus denen sich die Welt als eine gewordene aufbaut und zusammensetzt. Die reine Lehre der „Welt an sich“ ist des Historikers Sache nicht. Unter Eichen und Buchen wandernd, sieht er sich unter *von Menschenhand gepflanzten* Eichen und Buchen. Die herzerfrischende Parklandschaft im Westen von Wien ist für ihn im besten Sinn des Wortes *zivilisiert*: ganz der bürgerlichen Welt zugehörig.³³

Nicht so für den postmodernen Forstmann respektive *Wildtiermanager*. Obwohl auch nach dem Ende der Habsburgermonarchie das mit Wegen, Wiesen, Futterstellen, Jagdeinrichtungen, Repräsentations- und Wirtschaftsgebäuden, Raststationen und Gasthäusern ausgestattete Gebiet als erhaltenswertes kulturelles Erbe durch alle Widrigkeiten wirtschaftlicher Krisen,

³³ Vgl. den lateinischen Ausdruck *cives*, der Bürger

kriegsbedingter Wirren und wechselnder Begehrlichkeiten respektvoll ins 21. Jahrhundert geführt worden war, hat es nun den Anschein, als wolle der Zeitgeist am „Tiergarten der Wiener“ ein Exempel statuieren. Der Namen gebende Charakter einer von der Jagd und verschiedenen Spezies großer Huftiere geprägten Landschaft, die ihr Aussehen dem Dasein als „Tiergarten“, als eingehegtes Jagdrevier verdankt, wird kühl geopfert – und mit ihm der historisch gewordene charakteristische Jagdwildbestand, der um *Cervus elaphus* (Rothirsch), *Dama dama* (Damhirsch) und *Ovis gemelini musimon* (Mufflon) bereinigt und so von fünf auf zwei Arten reduziert werden soll (und mittlerweile wohl schon reduziert wurde) – im Namen der Sorge um das ökologische Gleichgewicht.³⁴ Eine seit Jahrhunderten vom Menschen intensiv genutzte und gestaltete stadtnahe Landschaft mit entsprechendem kulturellen Mehrwert wird auf den Begriff eines sogenannten „ökologischen Ausbreitungsgebiets“ (Forstdirektor Andreas Januskovecz) reduziert, und die Blaupause dafür ist eine – man weiß nicht recht, nach welchen Kriterien – imaginierte *Natur*

³⁴ „Das mediale Echo war enorm, als der Forstbetrieb der Stadt Wien (MA49) 2015 das sogenannte Wildtiermanagement im Lainzer Tiergarten in Angriff nahm. Verbirgt sich hinter dem Begriff doch die komplette Entfernung des gesamten Mufflon-, Damwild- und Rotwildbestandes aus dem Naturschutzgebiet“: KURIER online vom 2.3.2018, Link: <https://kurier.at/chronik/wien/lainzer-tiergarten-abschied-von-mufflons-dam-und-rotwild/312.666.860> [Abfrage 2.11.2019]. – Im Interview vom 10.3.2018 mit Forstdirektor Andreas Januskovecz im ORF wird die fundamentalökologische Ausrottungsmaßnahme damit gerechtfertigt, die aus dem Lainzer Tiergarten zu eliminierenden Tierarten „seien in Lainz nie heimisch gewesen, deshalb sei dies nicht ihr ökologisches Ausbreitungsgebiet.“ Mit Gegenargumenten hält man sich nicht lange auf: „Die Kritik war immer substanzlos. Sie kam von außerhalb, von Personen, die nicht wirklich wussten, worum es bei dem Projekt eigentlich geht“: Link: <https://wien.orf.at/v2/news/stories/2899486/> [Abfrage 2.11.2019].

abzüglich Mensch. Verschont wird nur, was nach einer ebenfalls nicht genauer definierten Regel als *einheimisch* klassifiziert werden kann.³⁵ „Dam- und Muffelwild sind keine einheimischen Wildarten. Deshalb ist das Auslaufenlassen des gesamten Bestandes [...] vereinbartes Ziel“ (Januskovecz 2016, 14).³⁶

³⁵ Um einen Vergleich aus der Kulturgeschichte zu wagen – als beschlüsse der Römische Magistrat im Namen von Latinität und Klassik, alle seit der Völkerwanderungszeit errichteten Gebäude – inklusive Vatikan und Petersdom – aus der Ewigen Stadt zu entfernen. Zugleich mit der Erinnerung an die *kulturelle* Historizität des Lainzer Tiergartens wird auch ein einzigartiges *naturgeschichtliches* Phänomen eliminiert – der älteste Bestand des Mufflons (*Ovis gmelini musimon*) auf dem europäischen Festland. Vom Prinzen Eugen ursprünglich für seine private Menagerie eingeführt, war es in seiner Urheimat, auf den beiden Mittelmeerinseln Korsika und Sardinien, durch Wilderei und Lebensraumverlust schon im 18. Jahrhundert ernsthaft bedroht (Tomiczek | Türcke 2003; Uloth 2004; Piegert | Uloth 2005). Als direkte Nachfahren der mediterranen Inselpopulation waren die etwa 700 Stück Muffelwild sowohl Naturgut – eine wertvolle Genreserve in Festlandeuropa – als auch kulturelles Zeugnis barocker Lebensart und höfischer Kultur.

³⁶ Andreas Januskovecz war als Forstdirektor der Wiener Magistratsabteilung 49 (Forstamt und Landwirtschaftsbetrieb der Stadt Wien) an der Ausarbeitung von Richtlinien und Vereinbarungen zum Projekt *Wildtiermanagement im Lainzer Tiergarten* maßgeblich beteiligt und sorgte bzw. sorgt zügig für deren Umsetzung. – Eigentlich sollte bei Landschaften vom gegenständlichen Typ außer Streit stehen, dass es sich dabei um *Kulturlandschaften* handelt: „Der Park ist keine Urlandschaft, sondern eine weitgehend der Natur überlassene Kulturlandschaft“ (https://de.wikipedia.org/wiki/Lainzer_Tiergarten#Tierbestand.2C_Naturschutz [Abfrage 18.7.2016]). In der Kulturlandschaft gibt es das ökologische Gleichgewicht *per definitionem* nicht. „Die Wildtiere innerhalb des Lainzer Tiergartens [...] beeinträchtigen] durch ihre Anzahl [...] ihren eigenen Lebensraum“ (Januskovecz 2016, 14 f.). Aber ja. Seit Jahrtausenden weiß der Mensch mit Landschaften aller Art einigermaßen vernünftig umzugehen. Dieses Rad muss man nicht neu erfinden. Dennoch imaginiert das Projekt „Wildtiermanagement im Lainzer Tiergarten“ die *Kulturlandschaft* des stadtnahen Naturreservats als „Wildnis“, die sich

Dass es auch anders geht, beweist Londons *Richmond Park*; obwohl mit rund 10 km² nur halb so groß wie der *Lainzer Tiergarten*, ist in diesem ehemaligen Jagdrevier der englischen Könige die Alternative „Kulturdenkmal“ oder „ökologisches Ausbreitungsgebiet“ kein Thema – also immer schon zu Gunsten des Kulturdenkmals entschieden. In London sieht man offenbar keine Notwendigkeit, von den historisch bewährten Lehren der praktischen Vernunft abzuweichen; man vertraut auf die Weisheit von Mutter Natur auch dann – ja gerade dann –, wenn sie sich unter urbanen Vorzeichen entfaltet: „Ursprünglich war *Richmond Park* das Hirschjagdgebiet von König Edward I. [...]. Hauptattraktionen sind eine Herde von 650 Rothirschen und Damhirschen, die im Park frei umher laufen, sowie die *Isabella Plantation*, ein Gebiet mit zahlreichen seltenen Pflanzenarten. Im Nordwesten des Parks befindet sich der Hügel *King Henry VIII's Mound*, von wo aus man freien Ausblick bis zur 16 Kilometer entfernten St Paul's Cathedral hat. *Richmond Park* ist als ‚Gebiet von hohem wissenschaftlichem Interesse‘, als

selbst überlassen bleiben soll. Also „werden die Fütterungen [...] aufgelassen“ und die Wildbestände herunter geschraubt – „auf ein lebensraumkonformes Niveau,“ wie es euphemistisch heißt. In der Realität des begrenzten Territoriums eines ummauerten Parks bedeutet das einen Bestand, der gegen Null tendiert. Wie praktisch. Das Kalkül hinter der forstamtlich verordneten Vernichtung ist nur sozusagen ökologisch, in Wahrheit kostensparend-ökonomisch. – Ob die Überlegung „Welt minus Mensch ist gleich Natur“ einem stark frequentierten stadtnahen Naturpark angemessen ist, darüber lässt sich trefflich streiten. Für den Historiker reduziert sich das Phänomen weder allein auf seine ökonomischen noch die naturalistischen Aspekte. Ein Blick in die Quellen zeigt den „Tiergarten der Wiener“ als populäres *naturalistisch-historisches Kulturdenkmal*, als Gemeingut (vgl. Gergely | Gergely | Prossinagg 1993, 228 ff.). An dieser seiner Funktion hat man sich genauso wenig zu vergreifen wie an den Kulturgütern Staatsoper, Stephansdom oder Schloss Schönbrunn.

Naturreservat [...] eingestuft.[...] Der gesamte Park ist von einer hohen Mauer umgeben, die mehrere Tore aufweist. Zu den Gebäuden im Park gehört die *White Lodge*, einst ein Jagdhaus für König George II.“³⁷ Auch im Londoner *Richmond Park* herrscht striktes *Wildtiermanagement* – aber ideologiefrei pragmatisch die Tatsache anerkennend, dass es sich bei Parks nicht um Wildnis handelt sondern um Kulturlandschaften. Über die Grundsatzentscheidung, wie mit einem bestimmten Biom – einem ortstypischen Ensemble aus Mineralien, Pflanzen, Tieren und Artefakten des Menschen – zu verfahren sei, kann man sich nicht hinwegschwindeln: „[D]ie intensive Beschäftigung mit der Geschichte der Landschaft [ist] die Voraussetzung für eine moderne Ökologie. Es wird dadurch klar, dass wir vor die Alternative gestellt sind, entweder Naturschutz zu betreiben mit allem Wandel, der dabei eine Rolle spielt, oder Landschaft zu schützen und deren Stabilität sowie alle Zusammenhänge, die darin erkennbar werden, *aus kultureller Sicht zu wahren*“ (Küster 2010, 393).³⁸

Beispiele wie diese mögen ökologie- und globalhistorisch den Stellenwert einer Fußnote haben, sind jedoch bestens dazu geeignet, ein *Verschwindenlassen* (Verursacher: der Mensch) vom *Werden und Vergehen* (nach den Gesetzen der Natur) zu unterscheiden, wie es lange vor Darwin der griechische Philosoph Heraklith als Grundgesetz allen Seins diagnostiziert hatte: *panta rhei*, „alles ist im Fluss“. *Vom Menschen gemacht* heißt in diesem Zusammenhang, „dass das Überleben nicht allein von der Tauglichkeit der Organismen, von ihrer Fitness, abhängt. Wo artenreiche

³⁷ Link: https://de.wikipedia.org/wiki/Richmond_Park#p-search / [Abfrage 2.11.2019]

³⁸ Hervorhebung: G.L.

Lebensräume von Menschen großflächig vernichtet werden, spielt die Fitness der [...] Arten keine Rolle [...]. Ob Tiger und Löwen fit oder weniger fit sind, entscheiden längst nicht mehr ihre Fähigkeiten, sondern die Gewehre der Jäger und Wilderer. Ob Nashörner und Elefanten überleben, hängt von den Märkten in Ostasien und Arabien ab,³⁹ wo Nashorn und Elfenbein mit Gold aufgewogen werden. Selbst die Wertschätzung von Gold trägt zur Vernichtung der Natur bei, weil die Goldsucher mit dem Quecksilber, das sie zum Goldwaschen benutzten, die Bäche, Flüsse und Seen vergifteten. [...] Wir sind schon sehr merkwürdig, wir Menschen. Den Zustand von *sapiens* haben wir jedenfalls noch lange nicht erreicht“ (Reichholf 2016, 190 f.).⁴⁰

Das größte Vergehen gegen die Evolution, dessen sich der Mensch schuldig machen kann, ist nicht sein ständiges Eingreifen in den Status quo (der Hauptvorwurf, den die Fundamentalökologen erheben); also auch nicht das, was der konservative Teil der Naturschützer *Fälschung* nennt – Faunenfälschung zum Beispiel, wenn etwa sogenannte „Exoten“ mit oder ohne Zutun des Menschen neue Lebensräume erkunden oder gar besiedeln. Des Menschen größtes Vergehen gegen die Evolution – somit gegen das Leben selbst – ist die *Ausrottung*. Das Verdikt passt auch

³⁹ Und ob Mufflons oder Damhirsche in einem stadtnahen Naturreservat überleben, von den ideologischen Vorurteilen ihrer „Betreuer“ ...

⁴⁰ Um das Beispiel so zu verallgemeinern, dass es den (post)modernen Zeitgeist in seiner Gesamtheit trifft (hat er doch, wie jede Münze, nicht nur eine Seite): Die hier angesprochenen „Gewehre der Jäger und Wilderer“ haben ihr Pendant in den naturfremden Ideen und Projekten selbsternannter Experten und Naturschützer, die den Tieren und Pflanzen genauso respekt- und rücksichtslos, genauso *willkürlich* und *imperialistisch* begegnen, wie der abgefemtete Wildschütz und Naturfrevler.

auf die Puristen des Naturschutzes, die sich vor allem dafür interessieren, „wie Natur sein sollte, aber nicht (mehr) ist“. Diese können niemals mit Sicherheit angeben, welchen Teil genau sie den „Genom-Netzwerken“⁴¹ entnommen haben werden, wenn sie vermeintlich Unpassendes aus der Natur entfernen. Auf das gesamte Netzwerk bezogen, sind es vielleicht gerade die als störend empfundenen Varianten und Kombinationen, die in einer Krise, die man nicht vorausgesehen hatte, für die Stabilisierung ökologischer Zusammenhänge gesorgt haben würden.⁴² Lehrreich ist das

⁴¹ vgl. Wagner 2015, 248 ff.

⁴² In seinem Buch „Arrival of the Fittest. Wie das Neue in die Welt kommt“ beschreibt der Evolutionsbiologe und Umweltwissenschaftler Andreas Wagner die Organisation der Bibliothek des Lebens so: „Genotyp-Netzwerke sind nicht nur groß und weitverzweigt, sondern auch dicht verwoben. Sie bilden ein dichtes Geflecht von Netzwerken: Jedes Genotyp-Netzwerk ist von vielen anderen umgeben und auf allen Seiten mit ihnen zu einem komplexen Gewebe verflochten, dass es nirgendwo gleich aussieht; es besteht aus Millionen, Milliarden oder noch mehr Fäden, von denen jeder einem anderen Phänotyp entspricht. Wenn jeder Faden eine andere Farbe hat, ist das Gewebe so raffiniert verwoben, dass in der Nähe jedes einzelnen Fadens Milliarden weitere mit anderen Farben vorüberkommen. Nur ein vieldimensionaler Raum kann ein solches Gewebe, dessen Beschaffenheit mit seiner Komplexität unser Begriffsvermögen übersteigt, beherbergen. Dieses Gewebe ist anders als alles, was wir kennen. Es verbirgt sich hinter der sichtbaren Pracht aller Lebewesen, und doch geht alle diese Pracht von ihm aus“ (Wagner 2015, 272 f.).

Das Fazit des Ökologen auf die Aussage des Biologen kann somit nur lauten: Weil das Netzwerk desto dichter und stärker, robuster und gleichzeitig innovationsfähiger ist, je mehr verschiedene Genom-Träger, also Individuen unterschiedlicher Populationen es gibt, kann ökologisch sensibles Handeln nicht darin bestehen, die Kombinationsfähigkeit zu vermindern, indem man ideale Umwelten konstruiert, in welchen apriori nur eine abgezählte Anzahl Spezies vorkommen darf, und alles, was darüber hinaus geht, eliminiert wird; im Gegenteil – angesichts der

Beispiel der „exotischen“ Kartoffel als geniale Antwort auf die Getreide- und Hungerkrisen im Europa der Neuzeit; vielleicht noch lehrreicher die Tatsache, dass durch diese neue Feldfrucht keine einzige „einheimische“ Feldfrucht aus Landschaft und Landwirtschaft verdrängt worden ist. Im Gegenteil: das Netzwerk wurde enger, nicht lockerer.

Naturgeschichte, *kulturhistorisch* aufgefasst und interpretiert, kann also eine Art Erinnerung sein, bisweilen die einzig noch funktionierende Erinnerung daran, dass es sich bei „Natur“ um ein komplexes Metasystem für unermesslich viele Subsysteme handelt. Dieses Metasystem in seinem Gewordensein, seiner Historizität, setzt dem opportun scheinenden Augenblickshandeln objektive Grenzen.⁴³

Der warnende Hinweis auf das größere Ganze, das durch den unbedeutend scheinenden einzelnen Willkürakt möglicher Weise kompromittiert ist, mag wie sentimental-

prinzipiell unvorhersagbaren *Dynamik* in der Zusammensetzung der Arten wäre als Ausgangspunkt ein *möglichst großer* Artenreichtum anzustreben.

⁴³ Wie kompliziert und komplex die Materie ist, hat der Paläontologe Norman MacLeod gezeigt. Beim Versuch, die Grenze zwischen dem *unvermeidlichen* „natürlichen“ Aussterben und der allenfalls *vermeidbaren* „künstlichen“ Vernichtung von Spezies zu ziehen – wofür die Sprache auch ein besonderes Wort hat, nämlich *Ausrottung* –, ergeben sich Schwierigkeiten und Unwägbarkeiten: „Je reifer die Debatten über moderne Aussterberaten werden, umso deutlicher wird, dass es aus einer Reihe von Gründen inadäquat ist, Aussterberaten aus begrenzten Studien moderner Spezies einfach hochzurechnen“ (MacLeod 2016, 211). Umso schlimmer, kann hier der Kommentar des Ökologiehistorikers nur lauten. Die durch Menschenhand bis heute zum Verschwinden gebrachten Spezies *waren unnötige Opfer, die uns über die Evolution überhaupt nichts lehren*. Der Artentod des Dodo von Mauritius, der Amerikanischen Wandertaube oder des südafrikanischen Quagga ist kein Ereignis der Evolution sondern der Menschheitsgeschichte.

museales Beharren auf dem Status quo erscheinen und mit dem Hinweis auf Herakliths *panta rhei* oder Darwins *Survival of the fittest* elegant abgewiesen werden. In Wirklichkeit gilt das kritische Augenmerk des Historikers nicht den Veränderungen *innerhalb* des natürlich-künstlichen Systems, sondern solchen, die *von außen* in das System hineingetragen werden. Seine Skepsis gilt umweltpolitischen Aktivitäten, welche die Maschen des Netzwerks lockern und die Anzahl der Knotenpunkte *verringern* – der Ausrottung von Arten, der Verarmung von Lebensräumen; und nicht jenen, die das Netz verdichten, indem sie die Knotenpunkte – die Artenanzahl vor Ort – *vermehrten*. Zur Erhellung des komplizierten und komplexen Sachverhalts⁴⁴ könnte man den Grundsatz aufstellen: „Was da ist, hat seine Existenzberechtigung bereits bewiesen; was neu hinzukommt, verdient eine Chance, zu zeigen, was es kann.“ Ein solches Denken ist einerseits konservativ; gleichzeitig aber „nach oben“, in Richtung Zukunft offen.

„Die aktuelle Herausforderung besteht darin, [...] die notwendigen Entscheidungen abzuwägen, die gefällt werden müssen, um Wirtschafts-, Forschungs- und Bildungsressourcen auf die wichtigsten Probleme zu konzentrieren, vor denen die Menschheit jeweils steht“ (MacLeod 2016, 212). Wenn die Verwerflichkeit, Schädlichkeit, Dummheit des politisch, ökonomisch oder ideologisch motivierten Augenblickshandelns dechiffriert werden können; wenn dahinter stehende Intentionen relativiert und ihrer vorgeblichen Wichtigkeit und Richtigkeit entkleidet, vielleicht sogar erfolgreich mit

⁴⁴ Vgl. oben, vorige Fußnote

Alternativen aus Geschichte und Naturgeschichte konfrontiert werden, ist einiges erreicht. Wissenschaftliche Erkenntnis und der Kampf um die Lufthoheit über den Stammtischen müssen einander nicht ausschließen.



Literatur

- Agnelli | Forquet | Pietromarchi 1988 = Marella Agnelli | Frederico Forquet | Luca Pietromarchi: Italienische Gärten und Villen. Busse Seewald: Herford 1988
- Allison 1992 = James Allison: Gärten mit Wasser. Tetra Verlag: Melle 1992
- Bacon 1870 = Francis Bacon: Große Erneuerung der Wissenschaften – Instauratio Magna. Novum Organum, sive Indicia vera de interpretatione naturae. Deutsche Ausgabe: Franz Bacon's Neues Organon. Berlin 1870
- Balmford 2012 = Andrew Balmford: Wild hope – On the Front Lines of Conservation Success. The University of Chicago Press: London 2012
- Balzer 1977 = Georg Balzer: Goethe als Gartenfreund. Wilhelm Heyne Verlag: München 1977
- Baratay | Hardouin-Fugier 2000 = Eric Baratay | Elisabeth Hardouin-Fugier: Zoo. Von der Menagerie zum Tierpark. Berlin 2000 (Paris 1998)
- Blase 1973 = Richard Blase: Die Jägerprüfung in Frage und Antwort. Ein Handbuch für Jäger. Melsungen 1973
- Blüchel 2004 = Kurt G. Blüchel: Die Jagd. Köln 2004
- Bockholt | Kircher 2000 = Werner Bockholt | Bernadette Kircher: Dieses Baumes Blatt. Ginkgo, Goethe, Gartentraum. Schnell: Warendorf 2000
- Braak 1978 = L. E. O. Braak: Krüger-Nationalpark. Köln 1978
- Brander 1978 = Michael Brander: Die Jagd von der Urzeit bis heute. Herrsching 1978 (London 1971)
- Brickell 1998 = Christopher Brickell (Hg.): Dumont's große Garten-Enzyklopädie. DuMont Buchverlag: Köln 1998
- Bürger | Sedlag | Zieger 1981 = Manfred Bürger | Ulrich Sedlag | Reiner Zieger: Zooführer. Leipzig – Jena – Berlin ²1981
- Bürger et al. 1985 = Manfred Bürger et alii (Hg.): Wildtiere in Menschenhand – Grundlagen. Berlin 1982
- Burton | Burton 1977 = Maurice Burton | Robert Burton: Das Königreich der Tiere. München 1977 (London 1976)
- Canaval 2014a = Simon Franz Canaval: Globalisierung der Naturnutzung am Beispiel einer Jagdwildart (Dama dama). Diplomarbeit, Universität Wien: Wien 2014

- Canaval 2014b = Simon Franz Canaval: The Story of the Fallow Deer: An Exotic Aspect of British Globalisation. In: Environment and Nature in New Zealand (ENNZ), Vol. 9 | 2 (2014)
- Carr 1975 = Archie Carr: Afrika. Flora und Fauna. Reinbek bei Hamburg 1975 (New York 1964ff)
- Cartmill 1993 = Matt Cartmill: Tod im Morgengrauen. Das Verhältnis des Menschen zu Natur und Jagd. Zürich 1993 (Cambridge, Mass. – London 1993)
- Correcher | George 1993 = Consuelo M. Correcher | Michael George: The Gardens of Spain. Harry N. Abrams: New York 1993
- DeBlieu 1991 = Jan DeBlieu: Meant to be Wild. The Struggle to Save Endangered Species Through Captive Breeding. Fulcrum Publishing: Golden, Colorado 1991 [1993]
- del Cañizo 1990 = José Antonio del Cañizo: Jardines de Málaga. Editorial Arguval: Málaga 1990
- Del Tredici 2006 = Peter Del Tredici: Ginkgo biloba. In: Peter Schütt | Horst Weisgerber | Hans J. Schuck | Ulla Lang | Bernd Stimm | Andreas Roloff: Lexikon der Nadelbäume. Verbreitung – Beschreibung – Ökologie – Nutzung: Die große Enzyklopädie. Nikol: Hamburg 2006, 187–196
- Del Tredici 2008 = Peter Del Tredici: Wake up and smell the Ginkgos. In: Arnoldia. Band 66, Nummer 2 (2008), 11–21 (PDF)
- Demandt 2002 = Alexander Demandt: Über allen Wipfeln. Der Baum in der Kulturgeschichte. Böhlau: Köln – Weimar – Wien 2002
- Duffey 1982 = Eric Duffey (Hg.): Naturparks in Europa. Ein Führer zu den schönsten Naturschutzgebieten von Skandinavien bis Sizilien. München 1982
- Dupont | Crespo | Campàs 1979 = Philippe Dupont | Manuel Crespo | Luis Campàs: Parques nacionales y reservas naturales de España y Europa. Barcelona 1979
- Fackler | Fenske | Gleichauf 2018 = Guido Fackler | Michaela Fenske | Franziska Gleichauf (Hg.): Aus der Wabe in die Welt: Biene macht Kultur (Katalog der gleichnamigen Ausstellung im Lab 13 auf der Landesgartenschau Würzburg 2018). Schriften und Materialien der Würzburger Museologie, Heft 6. Julius-Maximilians-Universität Würzburg: Würzburg 2018
- Feuerstein-Herz 2011 = Petra Feuerstein-Herz: Garten und Buch. Zur Repräsentation der europäischen botanischen Gärten im Buchdruck des 16. bis 18. Jahrhunderts. In: Ingrid Kastner | Jürgen Kiefer (Hg.): Botanische Gärten und botanische Forschungsreisen. Beiträge der Tagung vom 7. bis 9. Mai an der Akademie gemeinnütziger

- Wissenschaft zu Erfurt, (= Europäische Wissenschaftsbeziehungen 3). Aachen 2011, 93–111
- Fischer | Ruppelt | Welschke-Bulmahn 2011 = Hubertus Fischer | Georg Ruppelt | Joachim Welschke-Bulmahn (Hg.): Königliche Gartenbibliothek Herrenhausen. Eine neue Sicht auf Gärten und ihre Bücher (= Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie | Sbd. 104). Frankfurt am Main 2011
- Fischer | Ruppelt | Welschke-Bulmahn 2011 = Hubertus Fischer | Georg Ruppelt | Joachim Welschke-Bulmahn (Hg.): Königliche Gartenbibliothek Herrenhausen. Eine neue Sicht auf Gärten und ihre Bücher (= Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie | Sbd. 104). Frankfurt am Main 2011
- Friedrich | Jacob 2010 = Christian Friedrich | Ulf Jacob (Hg.): „... ein Kind meiner Zeit, ein ächtes, bin ich ...“. Stand und Perspektiven der Forschung zu Fürst Pückler. Edition Branitz, 6, Be.bra Verlag: Berlin 2010
- Friigo 2011 = Gian Franco Friigo: Der botanische Garten von Padua als Ausdruck und Vorbild im Kontext der europäischen Kultur- und Wissenschaftsgeschichte. In: Ingrid Kastner | Jürgen Kiefer (Hg.): Botanische Gärten und botanische Forschungsreisen. Beiträge der Tagung vom 7. bis 9. Mai an der Akademie gemeinnütziger Wissenschaft zu Erfurt, (= Europäische Wissenschaftsbeziehungen 3). Aachen 2011, 81–92
- Fritsch 1894 = Karl Fritsch: Das botanische Museum und der botanische Garten der k.k Universität in Wien. Wien 1894
- García Gómez 2004 = Francisco García Gómez: La Concepción: Testigo del tiempo. Editorial Arguval: Málaga 2004
- García Guardia 1992 = Gabriel García Guardia: Jardines de Andalucía, I – Árboles y Palmeras. Editorial Rueda: Madrid 1992
- Garms 1985 = Harry Garms: Fauna Europas. Wiesbaden 1985
- Gergely | Gergely | Prossinagg 1993 = Gabriele Gergely | Thomas Gergely | Hermann Prossinagg: Vom Saugarten des Kaisers zum Tiergarten der Wiener. Die Geschichte des Lainzer Tiergartens – entdeckt in einem vergessenen Archiv. Wien – Köln – Weimar 1993
- Gilbert | Dodds 1992 = Frederick F. Gilbert | Donald G. Dodds: The Philosophy and Practice of Wildlife Management. Krieger Publishing Company: Malabar, Florida 1992
- Gildemeister 1997 = Heidi Gildemeister: Mediterranes Gärtnern: Mit wenig Wasser ein blühendes Paradies. Verlag Paul Parey: Berlin – Hamburg 1997

- Grzimek 1980 = Bernhard Grzimek: Einsatz für Afrika. Neue Erlebnisse mit Wildtieren. München 1980
- Harmer | Weber 1991 = Gustav Harmer | Beate Weber (Hg.): Naturerbe Europa. Alte Welt – Neue Chancen. München 1991
- Harrer 1979 = Heinrich Harrer: Geheimnis Afrika. Innsbruck – Frankfurt am Main 1979
- Harrer o.J. = Heinrich Harrer (Hg.): Die letzten Paradiese der Menschheit. Abenteuerliche Reisen zu vergessenen Völkern. Berlin – Darmstadt – Wien o.J.
- Hecker 2001 = Ulrich Hecker: Wald- und Parkbäume. BLV Buchverlag: München – Wien – Zürich 2001
- Henneberg 2004 = Jörg Michael Henneberg: Das Sanssouci Kaiser Wilhelms II. – Der letzte deutsche Kaiser, das Achilleion und Korfu (= Wilhelminische Studien, Band 1). Isensee: Oldenburg 2004
- Hennebo 1987 = Dieter Hennebo: Gärten des Mittelalters. München – Zürich 1987
- Hobhouse 1987 = Henry Hobhouse: Sechs Pflanzen verändern die Welt. Chinarinde, Zuckerrohr, Tee, Baumwolle, Kartoffel, Kokastrauch. Stuttgart 1987
- Hobhouse 1992 = Penelope Hobhouse: Gardening through the Ages. An illustrated history of plants and their influence on garden styles – from ancient Egypt to the present day. Simon & Schuster: New York etc. 1992
- Isikara 2013 = Baki Güney Isikara: Naturbegriff von Marx: die Natur beherrschen oder dialektische Vereinigung des Menschen mit der Natur? Wien 2013 (unveröff. Typoskript)
- Januskovecz 2016 = Andreas Januskovecz: Sachverhaltsdarstellung an den NÖ Landesjagdverband zum Projekt „Neue Wege für das Wildtiermanagement im Lainzer Tiergarten“. In: Österreichs Weidwerk 3 | März 2016, Beilage „Bundesland aktuell – Landesjagdverbände“, 14–15
- Kalb 2007 = Roland Kalb: Bär. Luchs. Wolf. Verfolgt – ausgerottet – zurückgekehrt. Leopold Stocker Verlag: Graz – Stuttgart 2007
- Kalchreuter 1977 = Heribert Kalchreuter: Die Sache mit der Jagd. Pro und contra. München – Bern – Wien 1977
- Kalchreuter 2003 = Heribert Kalchreuter: Die Sache mit der Jagd. Perspektiven für die Zukunft des Waidwerks. Stuttgart 2003
- Kinzelbach 1995 = Ragnar K. Kinzelbach: Ökologie – Naturschutz – Umweltschutz. Dimensionen der modernen Biologie, Band 6, hgg. von Walter Nagl und Franz M. Wuketits. Darmstadt 1995

- Kluckert | Toman 2008 = Ehrenfried Kluckert | Rolf Toman (Hg.):
Gartenkunst in Europa: Von der Antike bis zur Gegenwart.
Sonderausgabe h.f.ullmann | Tandem Verlag: Königswinter 2008
- Kotrschal 2012 = Kurt Kotrschal: Wolf – Hund – Mensch. Die Geschichte
einer jahrtausendealten Beziehung. Christian Brandstätter Verlag:
Wien – München 2012
- Kotrschal 2019 = Kurt Kotrschal: Mensch. Woher wir kommen, wer wir
sind, wohin wir gehen. Christian Brandstätter Verlag: Wien –
München 2019
- Kräftner 2012 = Johann Kräftner: Gartenparadiese. Meisterwerke der
Gartenarchitektur. Christian Brandstätter Verlag: Wien – München
2012
- Kraus 1894 = Gregor Kraus: Geschichte der Pflanzeneinführungen in den
europäischen Botanischen Gärten. Leipzig 1894
- Krebs | Streidt | Herold 2013 = Irene Krebs | Gert Streidt | Volkmar Herold
(Hg.): Resonanzen. Pücklerforschung im Spannungsfeld von
Wissenschaft und Kunst. Ein Konferenzbericht. Edition Branitz, 8,
trafo Wissenschaftsverlag: Berlin 2013
- Kremer 1996 = Bruno P. Kremer: Bäume. Heimische und eingeführte
Arten Europas (= Steinbachs Naturführer). Neue, bearbeitete
Auflage. Mosaik Verlag: München 1996
- Küster 2010 = Hansjörg Küster: Geschichte der Landschaft in Mitteleuropa
– von der Eiszeit bis zur Gegenwart. 4., vollständig überarbeitete und
aktualisierte Auflage. München 2010
- Landsberg 2003 = Sylvia Landsberg: The Medieval Garden. Toronto 2003
- Le Toquain | Bosser 2006 = Allain Le Toquain | Jacques Bosser:
Gartenkunst. Meisterwerke aus zwei Jahrtausenden. Knesebeck:
München 2006
- MacLeod 2016 = Norman MacLeod: Arten sterben. Wendepunkte der
Evolution. Darmstadt 2016 (London 2013)
- Makowski 1985 = Henry Makowski: Neuer Kurs für Noahs Arche.
Kindler: München 1985
- Malby-Anthony | Willemsen 2019 = Françoise Malby-Anthony | Katja
Willemsen: Ein Elefant in meiner Küche. Was mir die Herde über
Liebe, Trauer und Lebensmut beibrachte. Mvg-verlag: München
2019
- Mencos | Bojstad 2011 = Eduardo Mencos | Anneli Bojstad: Spaniens
schönste Gärten. BLV Buchverlag: München – Wien – Zürich 2011
- Miller 1768 = Philip Miller: Gardeners Dictionary. 8. Auflage, London
1768

- Mosser | Teyssot 1993 = Monique Mosser | Georges Teyssot (Hg.): Die Gartenkunst des Abendlandes. Von der Renaissance bis zur Gegenwart. Stuttgart 1993
- Murphey 1968 = Robert Murphey: Wild Sanctuaries. Our National Wildlife Refuges – A Heritage Restored. New York 1968
- Nietzsche 1969 = Friedrich Nietzsche: Werke. Herausgegeben von Karl Schlechta. München 1969
- Ortega y Gasset 1986 = José Ortega y Gasset: Sobre la caza, los toros y el toreo. Ed. por Paulino Garagorri. Alianza Editorial: Madrid 1986 (Madrid 1960)
- Patronato Botánico 2009 = Patronato Botánico Municipal Ciudad de Málaga (Hg.): Catálogo de Especies – Jardín Botánico-histórico La Concepción. Málaga 2009
- Perotti 2002 = Eliana Perotti: Das Schloss Miramar in Triest (1856–1870). Böhlau: Köln – Weimar – Wien 2002
- Phillips 2004 = Roger Phillips: Der große Kosmos Naturführer Bäume. Über 500 Wald- und Parkbäume in 1600 Farbphotos. Deutsche Bearbeitung von E. Brünig. Stuttgart 2004 [London 1978]
- Pichler | Kaltenberger | Müller 2002 = Gerd Pichler | Alice Kaltenberger | Michaela Müller: Die Nikolaikapelle im Lainzer Tiergarten in Wien. Wiener Archäologische Studien, 4. Wien 2002
- Pichler 1995 = Gerd Pichler: Neue archivalische Ergebnisse zu der mittelalterlichen Wehranlage und der abgekommenen Siedlung bei der Nikolaikapelle im Lainzer Tiergarten in Wien. In: Fundberichte aus Österreich. 34, Wien 1995, 495–496
- Piegert | Uloth 2005 = Holger Piegert | Walter Uloth: Der Europäische Mufflon. Hamburg 2005
- Pignatti 1982 = Sandro Pignatti: Flora d'Italia. Edagricole: Bologna 1982 [Neudruck 2017]
- Piketty 2020 = Thomas Piketty: Kapital und Ideologie. Aus dem Französischen von André Hansen, Enrico Heinemann, Stefan Lorenzer, Ursel Schäfer und Nastasja S. Dresler. C.H.Beck: München 2020
- Precht 2016 = Richard David Precht: Tiere denken. Vom Recht der Tiere und den Grenzen des Menschen. Wilhelm Goldmann Verlag: München 2016
- Preston | Pearman | Dines 2002 = C. D. Preston | D. A. Pearman | T. D. Dines: New Atlas of the British and Irish Flora. Oxford University Press: 2002
- Prieto-Puga 1993 = Javier Prieto-Puga: Guía de plantas de jardín. Ediciones Pirámide: Madrid 1993

- Prossinagg 1996 = Hermann Prossinagg: Wien und die Jagd. In: Jagdzeit. Österreichs Jagdgeschichte – eine Pirsch. Wien 1996, 113–125
- Reichholf 2012 = Josef H. Reichholf: Eine kurze Naturgeschichte des letzten Jahrtausends. Frankfurt am Main 2012
- Reichholf 2016 = Josef H. Reichholf: Evolution. Eine kurze Geschichte von Mensch und Natur. München 2016
- Reichholf o.J. [1988] = Josef H. Reichholf: Leben und Überleben. Ökologische Zusammenhänge. Herausgegeben von Gunter Steinbach. Illustriert von Fritz Wendler. Mosaik Verlag: München o.J. [1988]
- Rensberger 1980 = Boyce Rensberger: Der Kult mit der Wildnis. Safari bei Ullstein: Berlin – Frankfurt am Main – Wien 1980 (Garden City, New York 1977)
- Rippl 1995 = Helmut Rippl (Hg.): Der Parkschöpfer Pückler-Muskau. Das gartenkünstlerische Erbe des Fürsten Hermann Ludwig Heinrich von Pückler-Muskau. Weimar 1995
- Sánchez Mateos o. J. = José Maria Sánchez Mateos: Jardín Botánico-Histórico La Concepción. Guía de visita. Editorial ePraxis: Málaga o. J.
- Schama 1996 = Simon Schama: Der Traum von der Wildnis. Natur als Imagination. München 1996
- Schilling | Singer | Diller 1983 = Detlef Schilling | Detlef Singer | Helmut Diller: BLV Bestimmungsbuch Säugetiere. 181 Arten Europas. BLV Verlagsgesellschaft: München – Wien – Zürich 1983
- Schimana 1993 = Walter Schimana: Wassergärten. Franckh-Kosmos: Stuttgart 1993
- Schmidt 1971 = Alfred Schmidt: Der Begriff der Natur in der Lehre von Marx. Überarb. und ergänzte Aufl. Nördlingen 1971
- Schneider 2010 = Rolf Schneider: Fürst Pückler in Branitz. Mit Fotografien von Therese Schneider. Be.bra Verlag: Berlin 2010
- Schwinn 2017 = Florian Schwinn: Tödliche Freundschaft. Was wir den Tieren schuldig sind und warum wir ohne sie nicht leben können. Westend Verlag: Frankfurt am Main 2017
- Selg | Wieland 2001 = Anette Selg | Rainer Wieland: Die Welt der Encyclopédie (Ausgewählte Einträge der Encyclopédie Française von 1751 – 1765). Frankfurt am Main 2001
- Stubbe 1973 = Hans Stubbe (Hg.): Buch der Hege. Band I: Haarwild. Berlin 1973
- Suter 2017 = Pirmin Suter: Pflanzen, Botschafter der Globalisierung. In: Gottfried Liedl | Manfred Rosenberger (Hg.): Ökologiegeschichte.

- Band 2: Zeiten und Räume (Halbband 2.2: Naturdinge, Kulturtechniken). Turia und Kant: Wien – Berlin 2017, 11–32
- Tichy | Mayer 1979 = Karl Johann Tichy | Hannes Mayer: Das Eichen-Naturschutzgebiet Johannser Kogel im Lainzer Tiergarten, Wienerwald. Sonderdruck aus Centralblatt für das gesamte Forstwesen. Jahrgang 96, Heft 4. Wien 1979
- Tichy 1978 = Herbert Tichy: Traumland Kenia. Innsbruck – Frankfurt am Main 1978
- Tomiczek | Türcke 2003 = Herbert Tomiczek | Friedrich Türcke: Das Muffelwild. Naturgeschichte, Hege und Jagd. Franckh-Kosmos: Stuttgart 2003
- Tongiorgio Tomasi 1993 = Lucia Tongiorgio Tomasi: Die botanischen Gärten des 16. und 17. Jahrhunderts. In: Monique Mosser | Georges Teyssot (Hg.): Die Gartenkunst des Abendlandes. Von der Renaissance bis zur Gegenwart. Stuttgart 1993, 77–79
- Tongiorgio Tomasi 2011 = Lucia Tongiorgio Tomasi: Botanical illustration and the pursuit of knowledge. In: Hubertus Fischer | Georg Ruppelt | Joachim Welschke-Bulmahn (Hg.): Königliche Gartenbibliothek Herrenhausen. Eine neue Sicht auf Gärten und ihre Bücher (= Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie | Sbd. 104). Frankfurt am Main 2011, 81–96
- Trense 1989 = Werner Trense (Hg.): The Big Game of the World. Verlag Paul Parey: Berlin – Hamburg 1989
- Uloth 2004 = Walter Uloth: Das Muffelwild. *Ovis ammon musimon*. Die neue Brehm-Bücherei, Band 491. Hohenwarsleben 2004
- Van den Brink | Haltenorth 1975 = P. H. Van den Brink | Theodor Haltenorth: Die Säugetiere Europas westlich des 30. Längengrades. Ein Taschenbuch für Zoologen und Naturfreunde. Verlag Paul Parey: Berlin – Hamburg 1975
- Wagner 2015 = Andreas Wagner: Arrival of the Fittest. Wie das Neue in die Welt kommt. Über das größte Rätsel der Evolution. Frankfurt am Main 2015 (New York 2014)
- Warren | Invernizzi Tettoni 1992 = William Warren | Luca Invernizzi Tettoni: Tropische Gärten. Gerstenberg Verlag: Hildesheim 1992
- Whitehead 1993 = G. Kenneth Whitehead: The Whitehead Encyclopedia of Deer. Shrewsbury 1993
- Wilkinson 1994 = Alix Wilkinson: Symbolism and Design in Ancient Egyptian Gardens. In: Garden History. Band 22, Nr. 1, 1994, 1–17
- Wohlleben 2016 = Peter Wohlleben: Das Seelenleben der Tiere. Liebe, Trauer, Mitgefühl – erstaunliche Einblicke in eine verborgene Welt. München 2016

- Zedka 2015 = Hans-Friedemann Zedka: Afrika: „Cecil“ und die Trophäenjagd. In: Österreichs Weidwerk 9 | September 2015, 56–61
- Zimen 1990 = Erik Zimen: Wildwege Europas. München 1990
- Zirnstern 1996 = Gottfried Zirnstern: Ökologie und Umwelt in der Geschichte (Ökologie und Wirtschaftsforschung Bd. 14). Marburg 1996

